

*Jubiläumsschrift*

40

*Jahre Lebensbegleitung*

*1961–2001*



*Stiftung*

*Lebenshilfe*



Stiftung Lebenshilfe	Telefon 062 765 06 06
Neudorfstrasse 63	Fax 062 765 06 16
Postfach	E-Mail <a href="mailto:info@stiftung-lebenshilfe.ch">info@stiftung-lebenshilfe.ch</a>
5734 Reinach AG	Postkonto 50-15635-8

## Impressum

Herausgegeben von der Stiftung Lebenshilfe zum 40. Jubiläum, August 2001

Redaktion: Martin Spielmann

Wir danken Martin Suter und Hans-Peter Urech für die Mithilfe.

Titelseite: Heuwiese Reinach (Standort geplanter Neubau Arbeit, Bildung, Verwaltung)

Farbige Bilder zum Thema «Zirkus» von Werkleuten der Lebenshilfe:

(von vorne nach hinten) Roger Gloor, Ruth Heggli, P. van Wezemaël, Lars Basler

Illustrationen: Sujet aus dem Kartensortiment der Lebenshilfe

Fotos: Jiri Vurma, 5000 Aarau

Konzept und Gestaltung: Hanspeter Schüpfer, 5044 Schlossrued

Druck: Druckerei Baumann AG, 5737 Menziken





# Editorial



Martin Spielmann,  
Geschäftsleiter

## Liebe Leserinnen, liebe Leser

1961–2001!

40 Jahre, eine Lebensgeschichte, ein Lebenswerk. Beginnen wir mit einem Auszug aus einer undatierten Schrift, eingeordnet 1964, von Paul Valentin Reichenbach (Gründer der Stiftung Lebenshilfe zusammen mit Frau Lucia Fehlmann), bei der er eingangs Paul Moor\* zitiert:

*«Man kann geradezu sagen, es sei das Wichtigste an der Erziehung des Kindes geleistet, wenn es gelingt die Gemeinschaft zu erziehen, in der es lebt, wenn es gelingt, uns selber zu erziehen zu derjenigen Gemeinschaft, in welcher ein geistesschwaches Kind eine Erfüllung seines Lebens finden kann.» (Paul Moor)*

*Erziehung und Bildung werden angesichts der sich wandelnden Welt immer wieder aufgefordert, ihre mannigfaltigen Aufgaben neu zu durchdenken und der jeweiligen Situation anzupassen. Inmitten dieser verschiedenen Aufgaben zeigt sich aber immer wieder das eigentliche erzieherische Anliegen: den jungen Menschen für seine Lebensaufgabe tatkräftig vorzubereiten und die Empfänglichkeit für die Lebenserfüllung zu pflegen. Rechte Erziehung versucht den jungen Menschen nicht nur tüchtig zu machen, sie möchte ihm helfen, ein guter und glücklicher Mensch zu sein und zu werden. Auch die Erziehung des geistig behinderten Kindes hat dieses Anliegen. Aber sie steht vor erschwerten Bedingungen und sie muss sich mit kleinen Erfolgen begnügen.*

\* Paul Moor, 1899–1977: Leiter des Heilpädagogischen Seminars Zürich 1940–1961, Professor an der Universität Zürich 1951–1968.

24 Bundesordner liegen auf dem Schreibtisch, mehr als die Hälfte mit Dokumenten, Berichten, Schriften und Zeitungsartikeln. Die anderen gefüllt mit Photos; der Unterricht, die Verkehrsschulung, das Lager oder die Aufführung des Sonnengesangs in Assisi.



Diese Zeitdokumente von 1961 bis 1992, für die Stiftung Lebenshilfe von unersetzbarem Wert, sind fein sauberlich geordnet. Tief beeindruckt und voll Spannung wende ich Seite um Seite, lese Ausschnitte, ganze Seiten, verliere mich in Photos. Ueli Fehlmann, Peter Furrer und Martin Merz mit ihrem Lehrer im kleinen Schulhaus in Leimbach.

Eine Welt öffnet sich, ein Gedankengut mit Einflüssen von Paul Moor über Maria Montessori bis zu Antoine de Saint-Exupéry, geprägt von speziellen Menschen, von Pionierpersönlichkeiten. Der Wille etwas Neues zu schaffen, dessen Notwendigkeit nicht für alle die selbe war und sicher auch heute noch ist. Ein Baustein im sozialen Netzwerk der Schweiz.

Was beeindruckt, ist nicht nur der Aufbau einer der ersten Sonderschulen im Kanton Aargau nach der Stiftung St. Josefsheim in Bremgarten und der jahrelange Überlebenskampf einer Schule. Vor allem beeindruckend ist auch die Aktualität der Gedanken von Paul Valentin Reichenbach. Gewiss, einige Begriffe sind heute überholt, lösen ein Schmunzeln aus. Das liegt aber in der Natur der Sache, auch die Heilpädagogik hat sich weiterentwickelt.

Betrachten wir nun die heutige Situation und lesen dazu nochmals den zu Beginn zitierten Text von Paul Valentin Reichenbach. Er schrieb von einer sich wandelnden Welt in der Erzie-

hung und Bildung, ihre Aufgaben neu durchdenken und der jeweiligen Situation anpassen müssen.

Einerseits entstehen in einer sich wandelnden Welt neue Erkenntnisse, neues Wissen, andererseits verändern

sich Voraussetzungen, die bestehende Angebote in Frage stellen oder neue verlangen. Es geht somit nicht nur um heilpädagogische Fragen, sondern genauso um die finanziellen, strukturellen und personellen Rahmenbedingungen. Grenzen müssen dabei immer wieder überwunden und neu definiert werden.

Setzen wir uns mit der Geschichte des Behindertenwesens auseinander, begegnen wir laufend dieser Gratwanderung der Ein- und Ausgrenzung. Der Aufbau von fehlenden Angeboten verursacht neue Grenzen. Diese sind einerseits für eine sinnvolle Abgrenzung notwendig und andererseits besteht damit wiederum die Gefahr des Ausgrenzens.

Vor diesem Hintergrund sollten wir unsere Bemühungen immer darauf ausrichten, fließende Übergänge zwischen Angeboten zu schaffen und die Grenzen weich zu gestalten. Schnittstellen sollen den Bedürfnissen der

jeweiligen Anspruchsgruppe entsprechen und nicht einzig durch finanzielle, verwalterische oder politische Interessen bestimmt werden. Wohl wissend, dass diese Interessen auch Teil der sich «wandelnden Welt» sind.

Eine der zukünftigen Herausforderungen ist die steigende Lebenserwartung von Menschen mit einer geistigen Behinderung. Die moderne Medizin hat sicher ihren Anteil an dieser Entwicklung. In erster Linie ist es aber eine Folge der Leistungen all der Pionierpersönlichkeiten wie Lucia Fehlmann und Paul Valentin Reichenbach. Ihr Einsatz hat Institutionen ins Leben gerufen, die auch behinderten Menschen ein sinnstiftendes Leben unter Gleichgesinnten ermöglicht. Der Respekt gegenüber dem einzelnen Menschen mit einer Behinderung und die Wertschätzung der einzelnen Persönlichkeit verlängert Leben.

In diesem Sinne werden wir uns immer einem humanistischen Menschenbild verpflichtet fühlen.

Ich freue mich, Ihnen in dieser Jubiläumsschrift einen Einblick in die Geschichte, die Gegenwart sowie in die Vorstellungen der Zukunft der Stiftung Lebenshilfe geben zu können.

Paul Valentin Reichenbach, Gerhard van den Bergh und Karin Bernath möchte ich an dieser Stelle meinen tiefsten Dank für ihre Beiträge aussprechen.

Beim weiteren Lesen wünsche ich Ihnen nun viel Vergnügen\*.

\* Auf Anfrage kann die 24-Bundesordner-Dokumentation von Paul Valentin Reichenbach in unserer Verwaltung eingesehen werden. Telefon 062 765 06 06.

## Inhaltsverzeichnis

### Geschichte

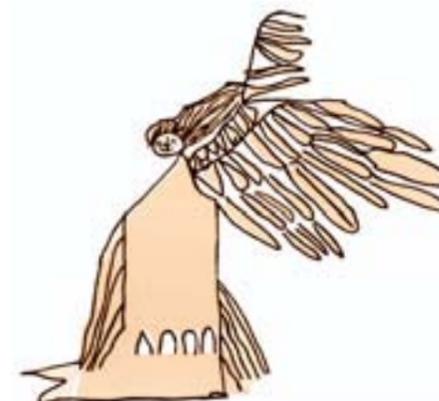
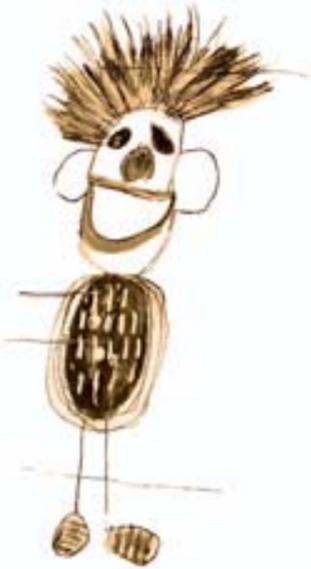
- 4 Innere Lebenshilfe  
Dr. Paul Valentin Reichenbach, Gründer der Lebenshilfe
- 6 Aus der Geschichte  
Zusammenstellung von Originaltexten aus der 24-Bundesordner-Chronik
- 14 Die Anfänge der Sonderschule Stiftung Lebenshilfe  
Dr. Gerhard van den Bergh, Gründungspräsident der Stiftung Lebenshilfe
- 16 Biographie Martin Merz  
Autor der abgedruckten Gedichte

### Heute

- 17 Vorwort zu den folgenden zwölf Berichten
- 18 Ohne Ueli gäbe es keine Lebenshilfe
- 20 Das Unternehmen mit sozialem Auftrag
- 22 Lernfeld Schule – Schulverlegung
- 24 Bilderreigen
- 26 «Schule haben» in der Oberstufe
- 28 Loslösen... erwachsen werden
- 30 Beschäftigung und Arbeit im Alltag
- 32 Töpfern: Mehr als bloss «Beschäftigung»
- 34 «Ich liebe die Vielfalt im Alltag» (Interview)
- 36 Ein Leben in zwei Welten
- 38 Die Lebenshilfe aus der Perspektive eines Nachbarn
- 40 Geschichten aus dem Bereich Wohnen
- 42 Wenn sich Vergangenheit und Zukunft die Hand reichen

### Zukunft

- 44 Die «Lebenshilfe» zieht ins Dorfzentrum  
Martin Suter, Redaktor Wynentaler Blatt
- 45 Ein ganzheitliches Konzept  
Martin Suter, Redaktor Wynentaler Blatt
- 46 Wer will, was er kann, fängt nichts vergeblich an  
Dr. Karin Bernath, Internationale Hochschule für Heilpädagogik Zürich
- 48 Stiftungsrats-Mitglieder seit 1967



## Innere Lebenshilfe

Dr. Paul Valentin Reichenbach, Gründer der Lebenshilfe

Am Abend vor dem Beginn der Sonderschule in Leimbach fragte mich Uelis Mutter: «Morgen um 9 Uhr kommen nun drei Schüler. Was willst du eigentlich mit ihnen machen?» Ich habe ziemlich spontan geantwortet: «Ich möchte erreichen, dass die Kinder gern in die Schule kommen, dass sie fröhlich hier in der Schule sind und sich freuen, wieder nach Hause gehen

«Wer soll dieses Jahr den Nikolaus spielen? Du könntest ihn doch spielen?» «I weiss' ned», antwortete er und fügte hinzu: «Aber du, Dokter, du chönntisch e jo schpele?» Ich gab zu bedenken: «Wenn ich den Nikolaus spiele, dann habt ihr ja Angst?» Da lehnte sich der Bub freundschaftlich an mich und sagte: «Du, Dokter, vor deer hämmer doch ke Angscht!» Das war

Professor der Heilpädagogik und Doktor der Naturwissenschaften. Es entsprach unserem gemeinsamen Bild vom Menschen, die (behinderten) Mit-Menschen in ihrer Subjektivität ernst und wahr zu nehmen und nicht als Objekte. Bei Sophokles heisst es: «Im Seinigen erkenne ich auch meine Sache.»

grundlegenden Erfahrungen meines Lebens.

Bei der Feier zu meinem 50. Geburtstag sagte Martin zu einem Gast: «Es esch de schönschti Tag e mim Läbe gsii, woni mim Lehrer begänet be.» Ich habe diesen Satz in kleineren Gruppen verschiedentlich wiederholt. Ich wiederhole ihn gerne beim 40. Geburtstag der Le-



Erstes Schulzimmer im Leimbacher Schulhaus 1961: Im Hintergrund Frau Fehlmann und Herr Reichenbach.



1. Busfahrt am 21. August 1961: Paul Valentin Reichenbach mit Ueli Fehlmann und Martin Merz



1. Mittagessen am 28. August 1962



27. September 1962

zu können. Ich möchte eine angstfreie Schule verwirklichen.» Das war unser Leitbild und für mich blieb es der Leuchtturm, an dem ich mein Tun und Lassen orientiert habe.

Jahre später sprachen wir in einer kleinen Gruppe von Schülern über den Nikolaus. Um eines der leuchtendsten Vorbilder abendländischer Humanität nicht als Angstgestalt zu missbrauchen, durften jedes Jahr zwei Schüler oder Erwachsene den Nikolaus spielen. Ich fragte einen der liebenswürdigen Lausbuben:

32 Jahre nach dem Anfang der Sonderschule. Dieser Satz trifft mich heute noch wie damals.

Nach seinem ersten Besuch in der Sonderschule assen Paul Moor, Ueli, seine Mutter und ich gemeinsam zu Mittag. Ueli beobachtete den Mann, bei dem ich studiert hatte. Nach dem Essen stand er auf, ging zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: «Sie sind ein guter Professor!» Paul Moor sagte mir später: «Das war wie ein Ritterschlag für mich.» Dieser Mann wusste, wovon er sprach. Er war

Mit einer solchen grenzüberschreitenden Erfahrung konfrontierte mich ein jüngerer Schüler, der sich in einer nicht leicht zu lösenden Schwierigkeit befand.

In einer grossen Gruppe von Kindern und Erwachsenen kam Dario ängstlich Hilfe suchend zu mir gerannt: «Gäu, du tuesch mer häufe?» Er war zutiefst davon überzeugt, dass ich das kann und tue. Wovon man sonst nur lesen kann: Dem Urvertrauen (eines Ertrinkenden) – eines anderen zu einem selber – im eigenen Leben wirklich zu begegnen, gehört zu den

benshilfe und füge hinzu: Möge jedem Freund und Helfer der Menschen, die früher an ihre Grenzen stossen als andere und denen wir mehr Sorge tragen müssen als jenen, die mehr oder andere Talente bekommen haben, möge jedem einmal in seinem Leben ein Martin begegnen.

## Aus der Geschichte

Zusammenstellung von Originaltexten aus der 24-Bundesordner-Chronik von Paul Valentin Reichenbach

### 10. Juli 1961

Frau Dr. H. L. Fehlmann gründet auf privater Basis die heilpädagogische Sonderschule in Leimbach, Aargau. Frau Dr. H. L. Fehlmann, Mutter eines mongoloiden Sohnes, und Dr. phil. Paul Reichenbach beginnen den Unterricht mit fünf geistig behinderten Kindern aus Reinach, Menziken, Oberkulm, Buchs und Aarau.

### 23. Oktober 1961

Der Gemeinderat Leimbach stellt das ehemalige, grosse Schulzimmer im Parterre für die Sonderschule zur Verfügung. Es werden 9 Kinder unterrichtet.

### 28. Mai 1962

Die Stimmbürger der Gemeinde Leimbach beschliessen an der Frühjahrs-Gemeindeversammlung einstimmig die provisorische Übernahme der privaten Sonderschule als öffentliche, staatliche Schule (bis zu einer anderweitigen Verwendung des alten Schulhauses).

Die Mitgliedschaft steht Eltern, bzw. deren Vertretern, Lehrern, weiteren Privatpersonen sowie öffentlichen Körperschaften offen». Präsident ist Oberrichter Dr. Fritz Gersbach, Aarau.

### 1962–1965

Die beiden Lehrkräfte arbeiten am Ausbau der Sonderschule, an der Ausarbeitung eines Lehr-



Leimbacher Schulhaus 1961



Die ganze Sonderschule 1961



H. Lucia Fehlmann und Kurt Merz, Vater von Martin Merz, Bergamo Dezember 1971



Paul Valentin Reichenbach, Bergamo Dezember 1971

Gemeindeammann Karl Merz, Leimbach, setzt sich mit grossem Verständnis für die Sonderschule ein und stellt im Namen des Gemeinderates ein Schulzimmer im alten Schulhaus kostenlos zur Verfügung.

### 21. August 1961

Herr Direktor H. Stanek, AMAG, Schinznach, schenkt der Sonderschule einen VW-Bus. Die Kinder werden von Herrn Dr. Reichenbach geholt und wieder nach Hause gebracht.

### 4. April 1962

«Nach SchG § 2 Abs. 1 und SchG § 16 Abs. 3 sind bildungsfähige Kinder, die dem Unterricht in Normalklassen nicht folgen können, nach Möglichkeit in besonderen Abteilungen zu unterrichten. Auf Grund dieser Bestimmungen anerkennt der Erziehungsrat die heilpädagogischen Hilfsschulen als besondere Form der Hilfsschulen.» (Aus der «Wegleitung für die Errichtung und Führung heilpädagogischer Hilfsschulen im Aargau»).

### 1. November 1962

Die Gemeinde Leimbach lässt die Schulzimmer renovieren und eine Schulküche einrichten. 17 Kinder essen zweimal wöchentlich in der Sonderschule.

### 11. Dezember 1962

Gründung des «Vereins der heilpädagogischen Hilfsschule». Der Verein «bezweckt die Förderung der heilpädagogischen Hilfsschule unter besonderer Berücksichtigung der vor- und nachschulpflichtigen Kinder und Jugendlichen.

planes und an der Schaffung von Bildungsmitteln. Im Hinblick auf die Erziehung und Schulung geistig behinderter Kinder wird die Sonderschule in Leimbach von Fachleuten und Eltern als «Modellschule» betrachtet.

### 4. März 1965

Die Erziehungsdirektion des Kantons Aargau erteilt Dr. P. Reichenbach die Wahlberechtigung für heilpädagogische Hilfsschulen im Kanton Aargau. Herr Fridolin Sennrich, Inspektor, Schöftland, wird neuer Präsident des Elternvereines.

**3. Mai 1965**

Am Beginn des neuen Schuljahres unterrichten die beiden Lehrkräfte 21 Kinder. Herr Harro Däniker, Zeichenlehrer in Menziken, wird als dritte Lehrkraft für die Dauer eines Jahres bewilligt.

**Mai 1965**

Im neu erbauten Kinderheim «Schürmatt», Zetzwil (Heim für praktisch bildungsfähige Kinder), wird auch eine Tagesschule eröffnet.

nach ist bereit, diese Sonderschule aufzunehmen. Haltung, Einsatz und Gesinnung der Eltern werden wesentlich bestimmt von den bisherigen Erfahrungen mit dieser Schule, von der Zielsetzung der Leimbacher Sonderschule: Erziehung zu glücklichen Menschen – Erziehung durch Kunst und Musse – Behinderten-spezifische Beschäftigung im Nachschulalter. Die Eltern wollten das Bessere nicht mit dem Schlechteren tauschen (normale Anfangsschwierigkeiten einer neuen Institution, die



*Ganze Schule 1962*



*Sonderdruck des Aargauer Tagblattes November 1962*

Träger der «Schürmatt» ist die reformierte Landeskirche des Kantons Aargau.

**Sommer 1965**

Der Elternverein der Sonderschule Leimbach richtet mehrmals an die Erziehungsdirektion den dringenden Wunsch, die Sonderschule Leimbachweiterzuführen: Heimunterbringung ist für die Leimbacher Sonderschüler unnötig und falsch. Den Kindern soll ein Schul-, Lehrer- und Methodenwechsel erspart werden. Die bisherigen tüchtigen Leimbacher Lehrkräfte sollen weiter unterrichten. Die Gemeinde Rei-

pädagogischen und menschlichen Nachteile eines grossen Kinderheimes, die Zielsetzung der Schürmatt). Das Arbeitszentrum Strengelbach ist die Endstation im Ausbildungsplan der Schürmatt. Dort werden geistig Behinderte auf ihre Tätigkeit in der Industrie vorbereitet.

**30. November 1965**

Die Erziehungsdirektion verfügt die Schliessung der staatlichen Sonderschule Leimbach mit dem Hinweis, die Kinder aus dem Bezirk Kulm im privaten, konfessionell geleiteten Kinderheim Schürmatt anzumelden. «Wir benützen

die Gelegenheit, um Ihrer Gemeinde und auch den Lehrkräften für die Errichtung und lang-jährige Führung der Sonderschule und für die damit geleistete Pionierarbeit auf dem Gebiete der Sonderschulen bestens zu danken.»

**4. Dezember 1965**

Unter der Leitung von Frau Dr. H. L. Fehlmann und in Zusammenarbeit mit den Lehrkräften der Gemeindeschule Leimbach, Herrn Erwin Roniger und Fräulein Christine Vogel,

hen, unterstützen das Wiedererwägungsgesuch der Gemeinde Leimbach zur Weiterführung der Sonderschule.

**April 1966**

Eröffnung der Werkstufe und Einführung der erstmaligen beruflichen Ausbildungen.

**15. April 1966**

Die Erziehungsdirektion gestattet die befristete Weiterführung. «Wir sind im Sinne eines



*Schulreise auf den Zugerberg, 12. Juli 1962*



*Weihnachtsfeier am 21. Dezember 1963*

führen die Schüler der Gemeinde- **und** der Sonderschule gemeinsam ein Tanzspiel auf. «Der Wert solcher Gesamtauführungen kann im Hinblick auf die Eingliederung der geistig Behinderten nicht hoch genug geschätzt werden. Die Aufführung hinterliess beste Eindrücke.»

**Januar–April 1966**

Gemeinderat und Schulpflege von Leimbach, insbesondere Gemeindeammann Karl Merz und Schulpflegepräsident Eduard Wyss, Eltern und Freunde der Sonderschule, Presse und Fernseh-

ausserordentlichen Entgegenkommens bereit, die Bewilligung zur Weiterführung einer Schulabteilung bis längstens Frühling 1967 zu erteilen, damit den älteren Schülern ein Schulwechsel erspart werden kann.»

**2. Juni 1966**

Herr Hans Thut, Menziken, übernimmt Werkklasse und Busdienst.

**24. Juni 1966**

Der Regierungsrat des Kantons Aargau weist die Beschwerde der Schulpflege Leimbach gegen den Entscheid der Erziehungsdirektion betreffend einer grundsätzlichen Weiterführung der heilpädagogischen Sonderschule Leimbach ab und bestätigt die befristete Weiterführung der Sonderschule für ein weiteres Jahr.

**20. August 1966**

Regierungsrat Dr. Arthur Schmid, Erziehungsdirektor, besucht mit seinen beiden Sekretären und Vertretern des Bezirksschulrates die heilpädagogische Sonderschule. Die Vertreter der Erziehungsdirektion sprechen sich sehr lobend über die Sonderschule aus.

**30. September 1966**

Die Zeitung «Wir Brückenbauer», Zürich, ruft in einem grossen Artikel «Sonderschule in Not»



Paul Valentin Reichenbach und Konrad Pfeiffer, Direktor Migros AG/SO, Gönner der Lebenshilfe (1978)



Die Zeitung «Brückenbauer» am 30. September 1966

**15. August 1966**

Gründung des «Vereins Stiftung Lebenshilfe für geistig Behinderte, Heilpädagogische Sonderschule Leimbach/AG». «Der Verein bezweckt die Errichtung und Förderung einer Stiftung «Lebenshilfe für geistig Behinderte, Heilpädagogische Sonderschule Leimbach/AG» und befasst sich mit der Lösung aller damit in Zusammenhang stehenden wirtschaftlichen und ideellen Aufgaben und Probleme.» Präsident ist Dr. phil. Gerhard van den Bergh, Menziken. Vizepräsident ist Bruno Meierhans, Suhr.

zur Unterstützung der Sonderschule Leimbach auf (Redaktor Hans Martin Bollinger).

**7. Februar 1967**

Fräulein Lilly Häusermann, Reinach, kommt als Erzieherin an die Sonderschule Leimbach.

**10. Februar 1967**

Der Gemeinderat von Reinach/Aargau beschliesst, der «Lebenshilfe» den Bürgerasyl-Altbau zur Benützung für die Zwecke der Sonderschulung mietweise zu überlassen. Die nötigen Ausbaurbeiten müssen auf Kosten der

«Lebenshilfe» ausgeführt werden, so dass der Gemeinde Reinach daraus keine Kosten entstehen.

**16. März 1967**

Vertreter des Bundesamtes für Sozialversicherung, Bern (Herr Dr. K. Achermann), der Erziehungsdirektion des Kt. Aargau (Herr P. Märki, Direktionsadjunkt) und Vertreter der «Lebenshilfe» besichtigen das Bürgerasyl Reinach.

**2. Mai 1967**

Wiederaufnahme des Unterrichtes. Neuer Träger der Sonderschule ist die «Stiftung Lebenshilfe für geistig Behinderte».



Das «Bürgerasyl Reinach» 1967 vor der Übernahme durch die Lebenshilfe

**17. Juni 1967**

Orientierung des Gemeinderates und der Schulpflege Reinach über den Um- und Ausbau des alten Bürgerasyls.

**17./18. Juni 1967** – Tag der offenen Tür.

**April 1968**

Beginn der Frühberatung und Frühförderung.

**7. Mai 1968**

Eröffnung der Sonderwerkstatt der «Lebenshilfe» für erwachsene Menschen mit einer geistigen Behinderung. Sie umfasste eine Knüpferei/Weberei und eine Druckerei.



Die Stiftung Lebenshilfe mit dem 1980 neu erstellten Anbau

**5. Mai 1967**

Beginn des Um- und Ausbaus des alten Bürgerasyls. Eltern, Lehrer, Freunde leisten viele Fronstunden. Viele Gönner schenken Geld oder Material.

**11. Mai 1967**

Der Regierungsrat des Kantons Aargau beschliesst: «Dem Verein «Stiftung Lebenshilfe für geistig Behinderte» wird die Führung einer privaten heilpädagogischen Sonderschule in Reinach nach Massgabe von § 38 des Schulgesetzes gestattet.»

**16. Mai 1967** – Erster Schultag in Reinach.

**November 1968**

Erste Ausstellung der Arbeiten aus der «Lebenshilfe» im Saalbau in Reinach.

**1970**

Eröffnung des heilpädagogischen Kindergartens, Beginn des oekumenischen Religionsunterrichts für Schüler und der religiösen Betreuung der Werkleute.

**1971**

Beginn des regelmässigen Fortbildungsseminars für pädagogisches Fachpersonal.

**1972**

Erste pädagogisch-therapeutische Massnahme: Sprachheilbehandlung, Sprachanbahnung, Sprachaufbau.

Eröffnung des Lebenshilfe Verlags. Herausgabe der Kinderbücher «Strubelimutz» und «Florian der gute Hirte».

**1973**

Neue pädagogisch-therapeutische Massnahmen: malen, tanzen, schwimmen.

**1981**

Eröffnung des ersten Wohnhauses für behinderte Erwachsene, «Schoren» in Reinach.

**1983**

Bildung einer Haushaltgruppe der Geschützten Werkstatt.

Im Lebenshilfe-Verlag erscheint ein Gedichtband von Martin Merz: «Zwischenland».



«Die beschützende Werkstatt», Bild aus dem Prospekt der Heilpädagogischen Sonderschule Leimbach.



Mit der Teppichknüpferei gelangte die Sonderschule zu nationaler Anerkennung.

**1977**

«Sonnengesang» des Franziskus von Assisi: Gesamtspiel der Institution. Erst-Aufführung in der Reformierten Kirche in Reinach AG.

**1979**

Beginn der Erwachsenenbildung in der Geschützten Werkstatt.

**1980**

Auf- und Ausbau eines Mehrzweckraumes genannt «Aula».

**1986**

25 Jahre Heilpädagogische Sonderschule: Jubiläumsreise und Aufführung des «Sonnengesangs» im Kloster Andechs BRD.

Bildung einer Küchengruppe und Eröffnung einer Schreinerei der Geschützten Werkstatt.

**1987**

Ein Brand zerstört das Ober- und Dachgeschoss im Schul- und Werkhaus.

20 Jahre Stiftung Lebenshilfe: Erst-Aufführung des Gesamtspiels «Phönix».

**1988**

Einzug in das renovierte 2. Obergeschoss im Schul- und Werkhaus.

**25.–30. September 1988**

Reise nach Assisi mit 143 Teilnehmern. Zwanzigste Aufführung des «Sonnengesang» in der «Basilica Superiore di San Francesco» in Assisi.

**1989**

Die Lebenshilfe nimmt für immer Abschied

von Lucia Fehlmann, Mitbegründerin der Heilpädagogischen Sonderschule und der Stiftung Lebenshilfe.

**21. Mai 1991**

Eröffnung des zweiten Wohnhauses «Breiti» in Reinach.

**1991**

Eröffnung der zweiten betreuten Wohngruppe im Wohnhaus «Breiti».



Augusta Raurica, Jahresausflug 1972 mit allen Schülern, Werkleuten, Lehrern und Eltern.

## Die Anfänge der Sonderschule Stiftung Lebenshilfe

Dr. Gerhard van den Bergh, Gründungspräsident der Stiftung Lebenshilfe

Bis in die späten sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts hinein hat man geistig (und psychisch) Behinderte wenn nicht gar versteckt, so doch immerhin als arme Wesen bemitleidet, ihnen aber keine gesellschaftlichen Rechte oder Funktionen zugestanden. Dass sie intellektuell einfach auf einer Stufe waren, wohin Erwachsene im Alter möglicherweise auch gelangen könnten oder dass sie sogar über Fähigkeiten verfügten, an denen es den «Normalen» gebräche, weil diese Kompetenzen schon früh verschüttet wurden, daran dachte man kaum.

Genau dies indes war es, was einem jungen, doch bereits über die Landesgrenzen hinaus anerkannten, Psychologen klar und am Herzen gelegen war: Dr. Paul Valentin Reichenbach. Er betreute den Halbweisen Ueli Fehlmann, einen Mongoloiden.

Dessen Mutter, Lucia Fehlmann, die das Andenken an ihren verstorbenen Gatten mit dessen Dokortitel ehrte, war eine sehr zielstrebige Frau. Sie wusste auch um andere Kinder, die in die Pflege des Wissenschafters und Philosophen Reichenbach einbezogen wurden; zu Beginn fünf und bald neun Jugendliche aus den Gemeinden Reinach, Menziken, Oberkulm, Buchs und Aarau. Zuzug gab es auch bald aus dem Luzernischen.

Unterrichtet wurde in einem Raum, dem grössten des alten Schulhäuschens in Leimbach, den der Gemeinderat unter Ammann Karl Merz unentgeltlich zur Verfügung stellte.

Schwierigkeiten allerdings gab es zuhauf; u.a. etappierte der Kanton seine Zustimmung zur

provisorischen Weiterführung der Institution bis zur Ära von Regierungsrat Dr. Arthur Schmid, wo sich Lichtblicke abzuzeichnen begannen. «Rivalitäten» mit der Schürmatt (eine Zusammenarbeit kam nicht zustande) verebten.

Mitte August 1966 Gründung des Vereins Stiftung Lebenshilfe für geistig Behinderte, heilpädagogische Sonderschule Leimbach. Dem damaligen Schulpflegepräsidenten und späteren Gemeindeammann Edi Wyss verdankte ich den Posten eines Stiftungsratspräsidenten; er sagte, in seiner nie verklausulierenden Art: Wäre etwas für dich, solltest du machen.

Widerstände sonder Zahl taten sich immer wieder auf. Wir überstanden sie wohlgenut im Team, das nunmehr mehrere Lehrer(innen) und Betreuer(innen) angesetzt hatte, deren Arbeit mit viel Goodwill bedacht wurde. Noch jedoch war eine untergründig skeptische Stimmung gegenüber «Sonderbehandelten» nicht zu übersehen: «Warum müssen die nichts Nützliches machen und sollten es schöner haben als ich?», sagte ab und zu eine(r), «ich muss ja auch krampfen und kann nicht nur möölelen.» Doch auch diese Einwände verschwanden angesichts der Verwandlungen von Saulussen zu Paulussen. Davon zeugten die vielen Spenden, die rührendsten jene, die als «Scherflein der Witwe» einzustufen waren. Wir wurden der finanziellen Unterstützung froh, denn wir waren stets auf Geld aus, weil darauf angewiesen. In vorderster Front weilte «die Lucia». Wenige versuchten, ihr zu entkommen.

Geldsorgen waren nicht das Einzige, womit wir uns herumzuschlagen hatten. Widerwärtigkeiten gab es zwar auch lustige, wie jener Schuss vor den Bug (von einer Kanzel herab), wonach ich den ehemaligen Berner Aargau wieder mit der einstigen Religion bestücken wollte, und

dabei war ich noch nie als religiöser Eiferer in Erscheinung getreten.

Als in Leimbach die Räumlichkeiten im alten Schulhaus anderweitigen Zwecken dienen mussten und der Platz für die Sonderschule ohnehin zu knapp wurde, stellte sich die Frage nach dem Wohin. In Reinach stand das alte Bürgerheim leer und uns bald zur Verfügung, dank dem raschen Beurteilungsvermögen des nie begriffsstutzigen Gemeindegammans Kurt Heiz, der sämtliche Parteien hinter sich wusste; nur durften die notwendigen Reparaturarbeiten nicht auf Kosten der Gemeinde gehen.

Die Instandstellung nahmen wir, arm am Beutel, doch keineswegs krank am Herzen, im Frühling 1967 an die Hand. Die fleissigen Hände stellten unzählige in den Dienst des nicht risikolosen Unternehmens: Von der Lebenshilfe stellten sich Lehrerschaft und Büropersonal zur Verfügung, unterstützt vom Elternverein und vom Stiftungsrat.

Noch gab es Leute, die uns ins Aus laufen sahen. Das mit dem düsteren Spittel, sagte ein hochgestellter Zeitgenosse, Vater einer betreuten Tochter, das sei das schlimme Ende, gestrandet in den finsternen Löchern einer ausrangierten Behausung. Vom Kanton kam noch eine unterschwellig warnende Stimme eines nicht subalternen Bediensteten: «Wenn ihrs nicht vermögt, dann lasst es». Ob wir wüssten, was es bräuchte? Millioonenennn, jawoll (Wiederholung). Und die habt und die bekommt ihr nicht.

Was wir hatten: Guten Mut und bei der Restauration, die wir in eigener Regie begannen, eine Menge Freunde. Unterstützung und Aussicht auf Beiträge von etlichen Gemeinden. Hilfe begeisterter Handwerker aller Gattung; Gratisarbeiten und/oder unentgeltliche Materiallieferungen. Industrie und Grossbetriebe waren uns gewogen, ebenso (vorläufig) eine Bank.

Pressestimmen waren wohlwollend, der Elternverein legte sich in die Riemen, Pfarrämter waren uns wohlgesinnt, Service-Clubs liessen sich nicht lumpen, Ärzte waren mit von der Partie, (KV)-Schüler sammelten am Jugendfest, viele Spenden trafen ein. Lehrerschaft und administrative Angestellte nahmen, sofern diese nicht gratis arbeiteten, Lohn einbussen oder eine Vertröstung auf später in Kauf, und vieles geschah ehrenamtlich – etwas, was sich als Brauch einbürgerte.

Das alte Altersheim leuchtete in schlichtem Glanz. Ein Wunder sei das, sagten viele Leute. Die Schüler der Lebenshilfe strahlten.

Wunder! Paul Valentin Reichenbach (nicht mehr von der Partie) wird dem beipflichten: Wunder (dieser Art) sind letztlich das Einzige, worauf Verlass ist.

An Lucia Fehlmann erinnert noch Ueli, der mit seinen Manos zu internationaler Anerkennung gekommen ist. Er nimmt es gelassen zur Kenntnis. Die Freude aller anderen, die ebenfalls beachtlich schöpferisch tätig sind, ist ungebrochen. Gleich dem Geist, aus dem die Lebenshilfe wurde.



## Martin Merz

Autor der abgedruckten Gedichte

Die in dieser Schrift abgedruckten Gedichte von Martin Merz entstanden während seiner Zeit in der Lebenshilfe. Sie wurden 1983 im hauseigenen Verlag veröffentlicht.



Hier das Begleitwort aus Zwischenland von Klaus Merz:  
Zwischenland heisst dieser letzte Gedichtsband von Martin Merz. Der Titel steht nicht nur als poetische Metapher für die vorliegende Textsammlung, er bezeichnet auch zugleich einen Standort, den mein Bruder während seines Lebens nie ganz verlassen hat. Er blieb von allem Anfang an durch Krankheit in die Enge verwiesen, eine Enge, die er aber mit Hilfe seiner starken Sprache immer wieder sprengte.

Davon legen seine Gedichte, die er direkt in die Maschine schrieb und nicht mehr veränderte, eindrücklich Zeugnis ab.

In diesen Texten haben wir es mit Erfahrungen, gelebten und geträumten, mit zur Sprache gekommenen Hoch- und Abrechnungen eines im Wortsinn ausserordentlichen Dichters zu tun, der bei aller märchenhaften Versponnenheit auch die Todesschwelle nie aus den Augen verlor.

Im Frühjahr 1983 starb Martin Merz. «Wer geht, bleibt in Bildern», heisst die Schlusszeile eines seiner Gedichte. Sie gilt jetzt für ihn.

### Biographie

*Geboren am 20. Mai 1950*

*Tage später lautet die Diagnose auf «Hydrocephalus» (im Volksmund «Wasserkopf»).*

*Operation, Spitalaufenthalt folgen.*

*Mit einem ältern Bruder zusammen wächst er schliesslich im Elternhaus in Menziken auf.*

*In Privatunterricht lernt er rasch lesen und schreiben. Gehen kann er nicht.*

*1961 tritt er in die Heilpädagogische Sonderschule Reinach (damals noch in Leimbach) als Tagesschüler ein. Die «Lebenshilfe» ist nicht mehr aus seinem Leben wegzudenken. Er gehört bis zu seinem Tode zur «Equipe».*

*1971 badet er bei Aigues-Mortes seine Füsse im Meer.*

*Seit 1965 schreibt er in z.T. weit auseinanderliegenden Schüben hunderte von Gedichten.*

*Krankheit und lange Leidenszeit schieben sich immer wieder dazwischen.*

*Noch über den Tod der Mutter hinaus, 1980, wird er von seinem Vater weiter umsorgt und beschützt.*

*Ab Frühjahr 1982 lebt er im «Lindenfeld» in Suhr, Kanton Aargau.*

*Am 10. März 1983 stirbt er nach kurzer Krankheit.*

## Vorwort zu den folgenden zwölf Berichten

Am 3. Dezember 1999, dem internationalen Tag der behinderten Menschen, lancierte die Stiftung Lebenshilfe im Wynentaler Blatt eine Serie von zwölf Beiträgen mit dem Ziel:

– Einblick in den Lebensalltag von Menschen mit einer geistigen Behinderung zu ermöglichen.

– Stellvertretend für Menschen mit einer geistigen Behinderung, die über keine politische Lobby verfügen und beschränkte Möglichkeiten haben, sich der Gesellschaft mitzuteilen, Geschichten aus dem Alltag, der Lebenssituation und dem Umfeld zu erzählen.

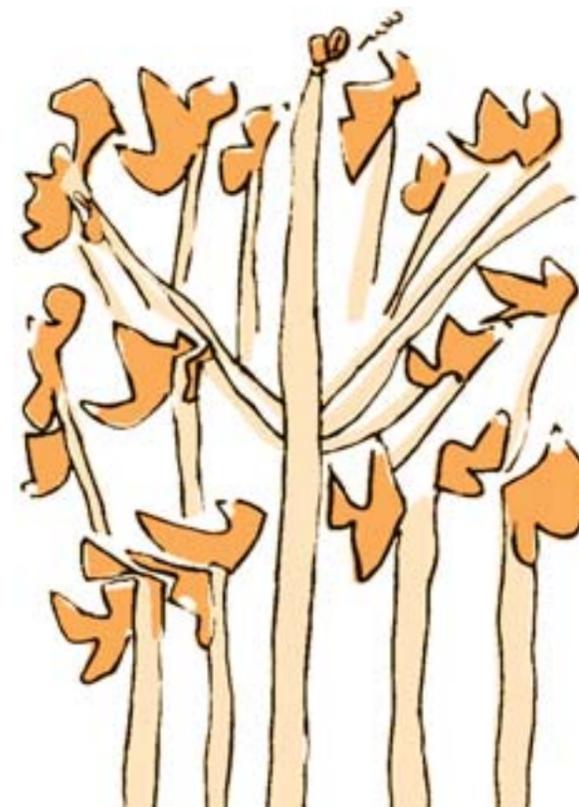
– Einer breiteren Öffentlichkeit unser Unternehmen mit sozialem Auftrag bekanntzumachen.

– Zu informieren für wen und wie die öffentlichen Gelder bei uns verwendet werden.

Diese zwölf Berichte erzählen aus dem Leben unterschiedlich mit der Stiftung verbundener Menschen, aus den verschiedenen Bereichen sowie von Elementen, die uns als Lebenshilfe ausmachen.

### *Zwei Welten*

***Ich schwebe in zwei Welten.  
Meine zweite Welt öffnet sich,  
wenn andere Schlaf suchen.  
Meine Gedanken leben,  
wenn ich sie in meiner Stimme  
ihre Worte suchen lasse.  
Mitten in der Nacht und Stille  
werden die Gedanken zu Worten.  
Ich lebe in zwei verschiedenen Welten.  
Jede kennt die Gedanken der anderen.  
Ich werfe die Samen aus,  
die diese Welten erblühen lassen:  
die Worte und Taten im Licht des Tages,  
die Gedanken in der Finsternis.  
Der Schlaf löscht das Licht des Tages.  
Ich werde im Traum  
die Gestalten erkennen.***



## Ohne Ueli gäbe es keine Lebenshilfe

Petra Bienz-Rohr, ehem. Töpfereileiterin, Dezember 1999

Ohne Ueli gäbe es keine Stiftung Lebenshilfe. Die Fäden seiner Lebensgeschichte und die Geschichte der Stiftung sind eng miteinander verwoben. Geboren wurde Ueli als Sohn einer Pfarrerstochter und eines Geschäftsmannes am 16. April 1942 in der Kantonshauptstadt Aarau. Nach seinen Brüdern Peter und Dieter kam Ueli, das dritte Kind der Familie, mongoloid (Trisomie 21) zur Welt. Früh – Ueli war kaum vier Jahre alt – verstarb der Vater. Seine Mutter

über 20 Kindern, von Leimbach nach Reinach um. Im ehemaligen Bürgerheim fanden sie ein neues Zuhause. Parallel dazu wurde eine Stiftung mit dem heute bekannten Namen «Lebenshilfe» gegründet.

Bereits ein Jahr später wurden die geschützten Werkstätten mit Weberei-, Druckerei- und Knüpfereiateliers aufgebaut. 1973 rundete die Töpferei das Projekt vorerst ab. Ueli wurde gleich von Anfang an ins Töpferteam

integriert. Mit der Würstchentechnik baute er zuerst vor allem einfache Gefässe auf.

Im Jahre 1991 begann ein Töpfereimitarbeiter, sich mit Ueli intensiv zum Thema Menschen und Figuren auseinanderzusetzen. Dabei entstanden die ausdrucksstarken «Manos». Diese verkörpern Männerfiguren aus Uelis «Fantasiewelt». Er gibt seinen «Manos» auch Namen wie zum Bei-

spiel Köbi, Hansli und Petterr. Höhepunkte dieser kreativen Phase waren Ausstellungen von Uelis Werken im Kunstmuseum Aarau 1995, in einem Keramikatelier in Les Emibois 1997 und 1998. (2000 in der «La maison de la terre» in Dielefit [Frankreich], sowie 2001 in der Galerie im Schopf in Reinach)

Privat kam der grosse Umbruch für Ueli 1989 durch den Tod seiner Mutter. Bis dahin lebte er zusammen mit ihr in Birrwil. Doch Hedwig Lucia Fehlmann hatte auch über ihren Tod hinaus für ihren «mongoloiden» Sohn vorgesorgt. Bereits 1982 war die «Schoren» als erstes Wohnhaus für die behinderten Werkleute der Stiftung gekauft worden. Vielseitige Unterstützung verhalf auch diesem Projekt der Stiftung Lebenshilfe zum Erfolg.

Nach dem Tod seiner Mutter gelang Uelis Integration ins Wohnhaus «Schoren» dank intensiver Mithilfe einer ehemaligen Lebenshilfe-Mitarbeiterin sehr schnell. So wurde Ueli, der eigentliche Grund und damit auch Mitbegründer der Stiftung, Teil der Lebensgemeinschaft in der Schoren.

Heute sucht sich Uelis Kreativität neue Bahnen. Das Gestalten mit Ton fasziniert ihn seit einiger Zeit nicht mehr sonderlich. So hat er sich in der Töpferei auf einem Tisch sein 1 mal 1 Meter-«Büro» eingerichtet. Dort schreibt er Buchstaben und Zahlen, vorzugsweise mit blauen und grünen Farbstiften. Zwar zeichnet er gutgelaunt noch ab und zu seine typischen «Männchen» mit den grossen Ohren auf einen Egon (Übertopf) oder einen Schirmständer, aber die «Büroarbeit» ist ihm wichtiger.

So finden wir denn überall in der Töpferei Blätter mit seinen Lieblingswörtern. «Sonnengesang» steht da zum Beispiel gross und bunt geschrieben. Dieses Theaterstück nach Franz von Assisi führten die Behinderten 1977 mehrmals auf. «Grosser Gott wir loben Dich» und andere Lieder aus dem Kirchengesangbuch schmücken die Blätter, immer signiert durch seinen kräftigen – mit Vorliebe blauen oder grünen – Namenszug. Gut eine Schachtel Farbstifte pro Woche verbraucht Ueli bei seiner Bürotätigkeit bestimmt. Sorgsam wird das ambulante Büro von ihm jeden Abend in einer Schuhschachtel verpackt und weggeräumt.

In der Freizeit ist das «Radiölä» eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Sender um Sender wird nach passender Musik abgesucht. Empfangsstörungen sind für Ueli auch bei voller Lautstärke kein Problem.

Immer wieder erklingen auch CDs mit rassistischer Marschmusik oder mit Ländlermusik aus Uelis Zimmer im ersten Stock. In früheren Jahren

### Parkmusik

**Wir treffen uns an der Ecke der unbevölkerten Strasse. Er kommt, und wir gehen zu zweit in den nahen Stadtpark. Wir sind ganz allein. Eine Kapelle spielt. Die Figuren des Brunnens werden lebendig und beginnen ihren stummen Tanz**

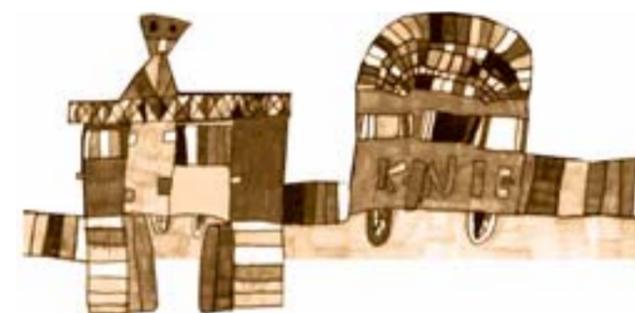


Hedwig Lucia Fehlmann setzte alles daran, ihrem Jüngsten die bestmöglichen Entwicklungschancen zu geben. Die Familie engagierte einen Privatlehrer, der Ueli unter anderem in Lesen, Schreiben und Zählen unterrichtete. Ueli schreibt auch heute noch gerne und füllt Blätter mit schönen, möglichst bunten Buchstaben und Worten. Aber dazu später.

1961 gründete Hedwig Lucia Fehlmann zusammen mit Uelis Privatlehrer Dr. Valentin Reichenbach die heilpädagogische Sonderschule in Leimbach. Dadurch sollte der Lebensweg ihres Sohnes auch längerfristig abgesichert werden. In Leimbach wurde Ueli, zusammen mit vier Kameraden im lebenspraktischen Unterricht, heilrhythmisch sowie pädagogisch-therapeutisch gefördert. 1967 zog die Crew, mit bereits



tanzte er mit Begeisterung zur Musik. Heute haben seine Kräfte zwar abgenommen – die Zeiten des Tänzers Ueli gehören der Vergangenheit an – doch sonst ist er gesundheitlich wohlauf und meist bei bester Laune. Er ist sogar die «Zufriedenheit in Person», wie dies eine Mitarbeiterin einmal formulierte.



## Das Unternehmen mit sozialem Auftrag

Martin Spielmann, Geschäftsleiter, Januar 2000

Ohne Sara Speck, hier stellvertretend für alle Klienten der Lebenshilfe, gäbe es keine Stiftung Lebenshilfe. Die Fäden ihrer Lebensgeschichte und die Geschichte der Stiftung sind seit zehn Jahren miteinander verwoben. Als Kind und Jugendliche besuchte sie in der «Lebenshilfe» die Tagesschule. Als junge Frau arbeitet Sara seit einem halben Jahr in der Textilwerkstatt



der Beschäftigung. Dort lernt sie die verschiedenen Techniken der Textilverarbeitung. Zugleich werden aber auch in der Schule erworbene Fähigkeiten angewendet und weiterentwickelt. Die vielfältigen Arbeitsangebote beinhalten nebst der Förderung und Erhaltung des Handwerks auch die kreativ-gestalterischen und musischen Fertigkeiten. Lebenslanges Lernen stellt auch ein Prinzip der Lebensbegleitung dar. In weiterer Zukunft wird sie voraussichtlich in einer der betreuten Wohngemeinschaften der «Lebenshilfe» ein neues Zuhause finden. Dieser Schritt der Trennung vom Elternhaus ist für alle Menschen wichtiger Bestandteil ihrer Entwicklung.



### Lebenslange Unterstützung und Begleitung

Menschen mit einer geistigen Behinderung sind oft lebenslang auf Unterstützung und Begleitung angewiesen. In Zusammenarbeit mit den Eltern übernehmen soziale Unternehmen im Auftrag von Kanton und Bund diese Aufgabe. Diese sinnvollerweise an die Gemeinschaft delegierten Aufgaben ermöglichen gleichwertige Voraussetzungen, bestmögliche Nutzung von Ressourcen, wie eine fundierte Auseinandersetzung mit der Praxis, auf Basis von Wissen und Erfahrung.

Aus heutiger Sicht stellt dies eine Selbstverständlichkeit dar. Vor 30, 40 Jahren brauchte es jedoch Pionierpersönlichkeiten, welche die besonderen Bedürfnisse behinderter Menschen erkannten, Visionen entwickelten und genügend Kraft zur Umsetzung besaßen. Die Lebensbedingungen dieser Zeit spiegelten sich in der niedrigen Lebenserwartung. Viele Menschen mit einer geistigen Behinderung vegetierten in Psychiatrischen Kliniken vor sich hin.

### Sinnmachendes Leben

Die Rahmenbedingungen, die soziale Unternehmen im Jahre 2000 bieten, ermöglichen ein sinnstiftendes Leben. Schule, Arbeit, Wohnen und Freizeit sind Angebote, die eine individuelle Lebensgestaltung und eine entsprechende Persönlichkeitsentwicklung ermöglichen.

Die drei Bereiche «Heilpädagogische Tagesschule für Kinder und Jugendliche mit aktuell 30 Schülerinnen und Schülern», «Beschäftigung mit 45 Arbeitsplätzen» und «Wohnen für 26 Erwachsene» haben sich in der «Lebenshilfe» parallel zu der Lebensgeschichte von Ueli Fehlmann entwickelt.

Die Geschichte von Sara Speck bestätigt die Richtigkeit dieser Angebote. Ihre Mutter stellt fest: «Im kleinen, engen, aber auch klaren

Rahmen der Heilpädagogischen Tagesschule der 'Lebenshilfe' konnte Sara lernen, sich zu bewähren. Ihr schmetterlingsartiges Wesen bekam dort den notwendigen Halt und eine Geborgenheit, die das Bewusstsein weckten: Ich bin ein Teil von diesem Ganzen (Ich ou). Jahrelang verschlossene Seelenfenster begannen sich nach und nach zu öffnen. Selbstwertgefühle entstanden. Sara hat Wurzeln geschlagen und sich zu einer eigenen bewundernswerten Persönlichkeit entwickelt.» Die grundlegende Leistung der Stiftung Lebenshilfe besteht aus einer ganzheitlichen Lebensbegleitung von Menschen mit einer geistigen Behinderung. Im Zentrum müssen daher ihre Interessen, Möglichkeiten und Fähigkeiten stehen. Das Betreuungssystem muss sich immer wieder neu den individuellen Erfordernissen der Lebensbegleitung anpassen.

### Fragen rund um die Qualität

In der heutigen Qualitätsdiskussion ist mit Qualität primär die Leistung gegenüber den Klienten sowie die laufende Weiterentwicklung der Qualität dieser Leistungen gemeint. Der politische Auftrag, die Bedürfnisse der Klienten und der weiteren Anspruchsgruppen sowie die Qualitätsmerkmale der Leistungen müssen erkannt und Qualitätsstandards festgelegt werden. Eigenschaften wie Flexibilität, Produktivität, Kostenbewusstsein, Anerkennung, Identifikation und Respekt vor der Umwelt führen in jedem Fall zu Qualität, heisst zu Zufriedenheit im weitesten Sinn.

Sara kommt dabei eine wichtige Rolle in der Überprüfung dieser Qualität zu. Fragen wie die Kundenzufriedenheit oder wie ist pädagogische Qualität quantifizierbar sind vordergründig schnell gestellt, verlangen aber noch nach einer vertiefteren Auseinandersetzung. Kanton und Bund (Bundesamt für Sozialversicherungen) übernehmen in dieser Sache eine klare Führungsaufgabe. Das BSV hat dabei auf formalistischer Ebene 19 verschiedene Bedingungen und Anforderungen erstellt. Für die eigentliche Qualität ist die «Lebenshilfe» selber verantwortlich. Es ist verständlich, dass die öffentliche Hand für einen Preis (Subventionen) bestimmte Leistungen erwartet und wirt-

schaftliche Ansprüche stellt. In diesem Sinne dienen diese Vorgaben auch der «Lebenshilfe» als Leitplanken.

### In Bewegung sein und bleiben

Die «Lebenshilfe» muss – um gesund zu bleiben – wie jedes System im Fluss sein und bleiben. Was gestern aktuell war, wird heute noch respektiert und ist morgen nicht mehr gefragt. Zwei Komponenten dieses Fließens sind wie oben erwähnt die Anpassung an die sich verändernden Erfordernisse in der Lebensbegleitung der Klienten und die Bedingungen und Anforderungen von Bund und Kanton an soziale Unternehmen. Die grundlegende Aufgabe der Lebensbegleitung bleibt aber bestehen. Veränderungen ergeben sich auf der inhaltlichen Ebene und in Bezug auf die notwendige Infrastruktur.

Inhaltlich stehen zuoberst das in Leitbild und Konzepten formulierte Wertbekenntnis, Haltungen, das Menschenbild, aber auch neue theoretische Erkenntnisse in der Behindertenhilfe. Bei der Infrastruktur bereiten die engen, zum Teil übernutzten, nicht rollstuhlgängigen Räume im Hauptgebäude sowie der als Provisorium laufende Pavillon der Schule Sorgen. Die nahe Zukunft der «Lebenshilfe» wird Lösungen für diese Situation bringen. Das System (die Rahmenbedingungen) muss sich, angepasst an die Bedürfnisse der Klienten, den aktuellen Anforderungen von Bund und Kanton sowie der Herausforderung einer zeitgemässen Betreuung und Infrastruktur stellen. Sara wird mit ihrem Dasein ihren Teil dazu beitragen. Die «Lebenshilfe» muss die weitere Entwicklung der Klienten sorgfältig, aber auch effizient angehen und umsetzen. Sie muss garantieren, dass die Fäden von Sara und der «Lebenshilfe» sinnvoll miteinander verwoben bleiben.

### Nur noch im Traum

*Einst gespielt  
im Winde  
die Locke  
blond wie die Blume,  
die keinen Namen hat  
und deren Farbe  
im Wind getrübt wurde.  
Jetzt blassgelb,  
fast ins Weisse spielend.  
Die rote Mütze  
in ihrem Innern  
wie der Jüngling,  
der an ihr vorbei geht.*

## Lernfeld Schule – Schulverlegung

Beatrice Rauch, Klassenlehrerin Unter- und Mittelstufe, ehem. Stiftungsrätin, Februar 2000

Pünktlich zum Schuljahresanfang beginnen bei uns im Schulhaus die Gespräche über kommende Herbstlager. Auch wenn es bis zur Abreise noch drei bis vier Wochen dauert, lassen es sich die Schüler nicht nehmen, in Erinnerungen ans vergangene Lager zu schwelgen, sich auszumalen, was man dieses Jahr alles erleben wird und täglich neue Wünsche betreffend Lagerprogramm an das Lehrpersonal

und Eigenverantwortung sowie Übungen im lebenspraktischen Bereich waren unsere Zielsetzungen. Die sechs Kinder – Lorena, Simon, Cyrill, Tabea, Edin und Schamiran – im Alter von sieben bis 15 Jahren wurden in die Lagerplanung miteinbezogen. Sowohl das Tagesprogramm als auch die Menüliste wurde von den Schülerinnen und Schülern bestimmt. Wir (die Klassenassistentin und die Lehrerin) halfen lediglich bei der Koordination und natürlich bei der Durchführung. Immer wieder mussten wir darauf hinweisen, dass wir nur eine Woche

Alphütte) schnell wohl. Die ganze Woche herrschte strahlendes, warmes Wetter und so konnten wir die Tage draussen verbringen. Rucksack und Badetasche packen, Sonnencreme einschmieren, unterwegs «Znüni» aus- und einpacken, im Selbstbedienungsrestaurant Spaghetti holen, am Kiosk ein «Schoggistengeli» kaufen, selbst bezahlen: lauter Dinge, welche für nicht behinderte Kinder in diesem Alter meist selbstverständlich sind. Mit unseren Schülerinnen und Schülern muss all das einzeln geübt werden. Ein weiteres Lernen

Schulzimmers stattfinden». Vor allem auch, um die Kinder mit einer geistigen Behinderung nicht im Schulzimmer zu isolieren, sondern sie in der Gesellschaft, in unserem täglichen Leben zu integrieren. Die positiven Erkenntnisse dieses neu strukturierten Herbstlagers wirken sich nachhaltig auf die Unterrichtsgestaltung aus. Projektwochen und häufigere Ausflüge sind geplant und grosszügige Spenden ermöglichen uns eine zusätzliche Lagerwoche im Frühling, worauf sich die Schülerinnen und Schüler jetzt schon sehr freuen. Diese zusätz-

### Auf einer Insel

**Das Meer schäumt und braust.  
Mitten im Meer eine Insel,  
weisser Sand und grüne Bäume.  
Hinter diesen versinkt glutrot die Sonne.  
Ich stehe im Schatten und betrachte stumm und andächtig das Wunder.  
Ein Schiff mit weissen Segeln zieht an mir vorbei.  
Ich schliesse die Augen, um das Bild, das schön ist, zu verbergen.  
Und es nicht zu vergessen.**



heran zu tragen. Auch neu eingetretene Kinder können sich dieser Vorfreude nicht entziehen. Bei den jüngsten Neuzugängen, die direkt aus dem Kindergarten kommen, mischt sich manchmal eine gewisse Angst vor dem Neuen unter die freudige Erwartungshaltung.

### Teilnehmen am Dorfalltag

Während in früheren Jahren immer mehrere Klassen gemeinsam verreisten, wollten wir ab 1999 mit unserer Unter- und Mittelstufe allein wegfahren, um individueller auf die Bedürfnisse der Kinder eingehen zu können. Alltagsgestaltung, Teilnehmen am «normalen» Dorfalltag, Selbständigkeit, Selbstbestimmung

Zeit hätten, denn die Ideen der Kinder kennen keine Grenzen. Ausflüge und Unternehmungen planen war für unsere Schülerinnen und Schüler etwas ganz Besonderes, da die meisten von ihnen, anders als die Kinder und Jugendlichen der Regelschule, in der Freizeit wenig ohne Betreuung unternehmen können. Die meisten Kinder unserer Klasse sind auf fremde Hilfe angewiesen, wenn sie etwas einkaufen, zum Spielplatz oder ins Hallenbad gehen wollen. Sie brauchen Hilfe für alles, was ausserhalb der eigenen, vertrauten vier Wänden stattfindet.

### Schnell eingelebt in neuer Umgebung

Anfang September 1999 fuhren wir für eine Woche nach Adelboden. Die Kinder fühlten sich im kleinen Lagerhaus (eine umgebaute

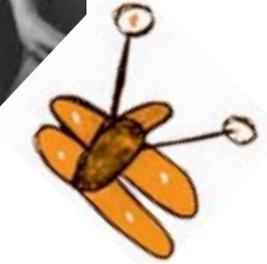
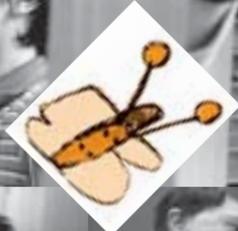
gebot ist das Telefonieren. Abends zu Hause anrufen und vom vergangenen Tag berichten war auch für sprachlich schwächere Kinder ein grosser Anreiz zum Sprechen und sich Mitteilen.

### Eine Woche ohne Leistungs- und Zeitdruck

Diese Woche ohne Leistungs- und Zeitdruck, in einer kleinen Gruppe mit mehr Betreuerinnen als im Schulalltag üblich, führte bei einigen Kindern zu ausserordentlichen Leistungen. Vor allem in den Bereichen Selbständigkeit, Sprache und Sozialkompetenz machten die Kinder gewaltige Fortschritte. All diese Erfahrungen bestätigen eine in der Heilpädagogik weitverbreitete These: «Heilpädagogischer Unterricht sollte möglichst oft ausserhalb des

lichen Unternehmungen sind nötig, um den Kindern einer geistigen Behinderung viele Erfahrungen in der Begegnung mit anderen Menschen zu ermöglichen. Der geschützte Rahmen einer heilpädagogischen Sonderschule ist für diese Kinder sehr wichtig und für ihre Entwicklung zwingend notwendig. Doch muss er ergänzt werden durch Kontakte mit der «Normalität».





## «Schule haben» in der Oberstufe

Christoph Engeler, Klassenlehrer Oberstufe Schulbildungsfähige, März 2000

Die Stiftung Lebenshilfe führt zur Zeit noch vier Sonderschulklassen. Eine davon ist die Oberstufe für schulbildungsfähige Sonderschüler. Momentan werden in dieser Klasse neun Schülerinnen und Schüler im Alter von 13 bis 18 Jahren gefördert. Ihre Wohnorte liegen mehr oder weniger verstreut im Bezirk Kulm in den

innerhalb der Klasse doch einige Leistungsunterschiede, weshalb der individuellen Förderung einiges Gewicht beigemessen wird. Es ist also nicht so, dass jeder Schüler den gleichen Schulstoff zur gleichen Zeit beherrscht. Auch sind die erreichten Leistungsniveaus bis zum Schulaustritt oft unterschiedlich.

### Sport: Ein beliebtes «Fach»

Befragt man in der Regelschule die Schüler nach ihren Lieblingsfächern, so steht der Sportunterricht häufig weit oben. Dies ist an der HPS der Lebenshilfe nicht anders. Besonders in der Oberstufe für Schulbildungsfähige hat es einige ganz angefressene Fussballer, Basket-

Sportstunden pro Woche führt die Oberstufe für Schulbildungsfähige gemeinsam mit der Oberstufe für Praktischbildungsfähige durch. Dadurch kann der Schwächere vom Stärkeren lernen und der Stärkere muss auf den Schwächeren Rücksicht nehmen. Das tönt sehr einfach, ist es aber nicht immer. Denn manchmal fällt den stärkeren Schülern diese Rücksichtnahme nicht leicht und der Lerneffekt, den der Schwächere durch den Stärkeren erfährt, ist auch nicht immer so hoch, wie man sich das als Lehrer wünscht. Grundsätzlich sind aber die Erfahrungen dieses klassenübergreifenden Unterrichts positiv. In der Klasse der Oberstufe für Schulbil-

### Die wandelnde Gestalt

**Sie trägt einen silbernen Mantel und reitet noch spät durch die Nacht. Ihr Haar ist geschmückt mit der einzigen Rose aus ihres Vaters Garten. So reitet sie auf ihrem weissen Pferd zu ihrem Schloss zurück.**



Gemeinden Reinach, Menziken, Beinwil am See, Unterkulm, Gränichen, Schmiedrued, Kirchleerau und Schöftland. Schulbildungsfähige Schüler werden also an der HPS gefördert.

### Was beinhaltet diese Förderung eigentlich?

Auf der letzten Seite des Bildungsrahmenplanes für die Heilpädagogischen Sonderschulen des Kantons Aargau ist in einer Tabelle dargestellt, wie die Gewichtung der verschiedenen Förderbereiche für diese Schüler sein soll. Dabei fallen nebst Handarbeit und Werken, Kochen, Sport, Musik, lebenspraktischer und Sozial-Erziehung rund 40 Prozent auf die Bereiche Sprache, Rechnen, Heimat- und Umweltkunde. Also ein hoher Anteil im rationalen Förderbereich. Manch ein Leser wird sich jetzt denken, dass dies ja ganz ähnlich ist wie in der Regelschule. Das stimmt eigentlich auch, trotzdem muss da natürlich etwas differenziert werden. Erstens bestehen

Zweitens hat der fächerübergreifende Unterricht grosse Bedeutung. So wird zum Beispiel ein heimatkundliches Thema auch in den Sprachunterricht eingebaut, im Kochunterricht werden Mengen gemessen und berechnet, oder im Geographieunterricht werden Geometrie und Rechnen eingesetzt, wenn es darum geht, Distanzen von Orten auf der Landkarte zu messen und in die natürliche Grösse umzurechnen. Das Erlernte im rationalen Bereich soll also nach Möglichkeit auch in der Alltagsbewältigung seinen Niederschlag finden.

baller und Hockeyaner. So werden diese Sportarten im Sportunterricht auch häufig gespielt, denn sie sind relativ leicht zu erlernen und die Schüler erleben sich schnell nicht nur als Lernende sondern auch als Ausführende. Ein zusätzlicher Reiz besteht in den je einmal jährlich stattfindenden Wettkämpfen der Aargauischen Sonderschulen im Schwimmen und Fussball. Die Schüler erleben dabei, dass individuelles Können nur gepaart mit Teamfähigkeit zum Erfolg führen kann.

Somit ist bereits auch der soziale Aspekt des Sportunterrichts angesprochen. Zwei der drei

ditionsfähige der Stiftung Lebenshilfe wird geschrieben, gerechnet, gewerkt, gekocht, Sport getrieben, gestritten, dem Lehrer nicht immer gehorcht, werden Freundschaft oder kameradschaftliche Beziehungen entwickelt. Eigentlich fast so wie in der Normalschule



## Loslösen... erwachsen werden

Beat Kämpf, Klassenlehrer Oberstufe praktisch Bildungsfähige, April 2000

Im Anschluss an die Schule stellt sich die Frage nach der zukünftigen Beschäftigung, der Wohnsituation und Förderung der jungen Erwachsenen. Das Spektrum der Arbeitsmöglichkeiten bewegt sich hauptsächlich in den Bereichen: Arbeitsplatz in einer Geschützten Werkstatt, Übertritt in eine andere Institution der Invalidenhilfe, Eingliederung in den elterlichen Betrieb oder Arbeitsplatz in der freien Wirtschaft. Bisher stellt für die Mehrheit der Schulentlassenen der «Lebenshilfe» die

ckerei, eine der Beschäftigungsgruppen der Stiftung, übertreten. Aufgrund dieses Übertritts absolvierte er eine Schnupperwoche auf einem Bauernhof im Kanton Zürich sowie in der Druckerei der «Lebenshilfe». Dabei wurden David seine Möglichkeiten und Grenzen aufgezeigt, musste er doch seine Träume von einer ganztägigen Arbeit auf dem Bauernhof vorerst begraben. Auch erlebte er während diesen Wochen die Sonnen- und Schattenseiten seines zukünftigen Tuns. Einerseits konnte er das

### Selbständige Lebensführung

David wird sein Leben lang auf ihn angepasste Unterstützung angewiesen sein. Grösstmögliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu erreichen, wird für ihn aber immer ein wichtiges Ziel bleiben. Genauso wie sein älterer Bruder, der mit der Aufnahme eines Studiums sein Elternhaus verlassen hat, wird auch David nächstes Jahr diesen Schritt vollziehen und in eine betreute Wohngruppe der «Lebenshilfe» ziehen. Nach Möglichkeit werden seine

### «Ich gehe gerne spät zu Bett...»

Interview mit David Bösch

*David, vor kurzem bist Du 19 Jahre alt geworden. Welches waren Deine Geburtstagswünsche?*  
Neben Pyjama, Helli-Hansen-Jacke, CDs, Schoggi, Videofilm und Natel ein Melkstuhl. Aber nicht alle Wünsche gingen in Erfüllung.

*Wie verbringst Du Deine Freizeit? Welches sind Deine Hobbies?*

Ich arbeite sehr gerne auf dem Bauernhof unseres Nachbarn. Dort tränke ich die Kälber und helfe beim Ausmisten. Auch das Hornspielen macht mir Spass. Bevor ich mit dem Üben beginne, glänze und poliere ich mein Instrument und lege dann los. Weiter gehe ich gerne spät zu Bett, mag Besuche und Reisen.

*Du wirst im Sommer in die Werkstatt übertreten und hast aus diesem Grund eine Schnupperwoche in der Druckerei der Lebenshilfe absolviert. Wie gefiel Dir die Arbeit? Welches waren Deine Tätigkeiten?*

Die Arbeit in der Druckerei gefiel mir sehr gut. Ich konnte dort Karten drucken, rillen und walzen, an verschiedenen Maschinen arbeiten und mit meinen Arbeitskollegen über Frauen sprechen.

*Im nächsten Jahr wirst Du voraussichtlich von zu Hause ausziehen. Wo und mit welchen Personen würdest Du am liebsten wohnen?*

Ich würde gerne in der Stadt Luzern wohnen und dort zusammen mit einer Freundin eine Wohnung teilen. Auch in der «Lebenshilfe» hat es einige Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich gerne zusammen in Reinach wohnen würde. Wichtig für mich ist es, einen Raum zu haben, wo ich meine Ruhe habe und allein sein kann.

*Kannst Du uns noch etwas mehr zum Thema Freundin erzählen?*

Nein, lieber nicht, sonst kommt es morgen im «Blick»...



Geschützte Werkstatt und die Beschäftigung einen ihren Bedürfnissen am ehesten entsprechenden Rahmen dar. Bezüglich der Wohnsituation werden bis anhin folgende Möglichkeiten in Anspruch genommen: Wohnen in einer betreuten Wohngruppe, im Elternhaus oder begleitetes selbständiges Wohnen.

### Zum Beispiel David Bösch

David Bösch hat seine gesamte Schulzeit in der Stiftung verbracht. Zusammen mit seinen Eltern und seinen zwei Brüdern wohnt er in Ermensee LU. In seiner Freizeit hilft er so oft er kann auf dem nachbarlichen Bauernhof, spielt Horn und schwimmt sehr gerne.

Im Februar 2000 ist David 19 Jahre alt geworden. Im Sommer 2000 wird er in die Dru-

Gefühl des Erwachsenseins, die Arbeit an verschiedenen Maschinen und den Umgang mit Erwachsenen geniessen. An die längeren Arbeitszeiten wird sich David wie viele Lehrlinge jedoch zuerst gewöhnen müssen. Auch wenn sein grösster Wunsch, auf einem Bauernhof zu arbeiten, vorerst nicht in Erfüllung gehen wird, entspricht die Arbeit in der Druckerei ebenso seinen Vorlieben und Fähigkeiten, so dass er einer Tätigkeit nachgehen können wird, die ihm Spass macht.



Wünsche bezüglich der zukünftigen Lebensform berücksichtigt, der Spielraum der Angebote ist jedoch begrenzt.

Diese Schritte – einer geregelten Arbeit nachzugehen und ausziehen – sind für junge Erwachsene wichtig, aber nicht immer einfach zu vollziehen. Insofern ist das junge Erwachsenenalter auch für Eltern und Betreuer eine Aufgabe: Sie müssen lernen, sich aus ihrer Verantwortlichkeit zu lösen und ihre Kinder/Klienten als erwachsene Menschen zu sehen. Ihnen den Freiraum geben, den sie vielleicht weniger vehement als andere Jugendliche fordern.

Für die Stiftung gilt es, David im Prozess des Erwachsenwerdens zu unterstützen, seine Wünsche wahrzunehmen und ihm klare Möglichkeiten für die Zukunft aufzuzeigen.

## Beschäftigung und Arbeit im Alltag

Max Berner, Leiter Bereich Arbeit, Mai 2000

Vor 32 Jahren, damals beschützte Werkstätte genannt, wurden die ersten Arbeiten in der Stiftung Lebenshilfe hergestellt. Zitat aus der Tagespresse vom 12. November 1968: «So werden zum Beispiel Karten in kleinen Auflagen gedruckt, Bildteppiche gewirkt und was derlei Gegenstände mehr sind». Vom 12. bis 17. November 1968 fand die erste Ausstellung mit dem Verkauf der Produkte im Saalbau in Reinach statt.

Auch heute noch sind die Beschäftigung, die Verwaltung sowie Teile der Sonderschule im bis an die Grenzen genutzten ehemaligen Bürgerasyl an der Neudorfstrasse 63 zu Hause. Unser Angebot von 45 betreuten Arbeitsplätzen für Menschen mit einer geistigen Behinderung umfasst die traditionellen Beschäftigungsgruppen Druckerei, Textilwerkstatt, Töpferei und Weberei sowie eine Hauswirtschaftsgruppe und eine Küchengruppe. Zusätzlich führen wir ein Atelier und Verkaufslokal am Lindenplatz in Reinach. Dort produzieren vier behinderte Frauen und Männer Seifen und Kerzen. Mit dem Einrichten des Ladens im Dorf erfüllten wir uns einen langjährigen Wunsch. Mit dem Verkauf als letztes Glied schliessen wir die Kette von Produkteentwicklung, Herstellung und Verkauf. Dies sind wichtige Teile einer sinnstiftenden Tätigkeit sowie einer persönlichen Betreuung und Lebensbegleitung. Im Mittelpunkt unserer Beschäftigung steht also

das Erarbeiten von Produkten in hoher Qualität. Basis dazu bildet aber die ganzheitliche Betreuung und Begleitung unserer Beschäftigten. Diese umfasst auch Bereiche wie Selbstbesorgung, Kommunikation, der Umgang mit den Mitmenschen, Bewegung usw. Gearbeitet wird bei uns von morgens 8.30 Uhr bis mittags 16 Uhr.

### Zum Beispiel Margrit

An jedem Arbeitstag fährt Margrit mit anderen Beschäftigten zusammen von zu Hause zur Arbeit. Margrit, eine Frau von 42 Jahren, ist zurückhaltend ohne aber abweisend zu sein. Sie nutzt das flexible Angebot der Stiftung Lebenshilfe, in dem sie abwechselnd einen Monat



zu Hause und einen Monat in einem unserer Wohnhäuser lebt. Sie gehört zum festen Team der Druckerei. Im Umfeld der Beschäftigung hat Margrit auch eine alte Freundschaft. Von ihrer Freundin Erika verabschiedet sie sich, wenn sie in die Druckerei geht, um sie wieder über den Mittag zu treffen und nach dem Essen zusammen zu sitzen. In der Druckerei selbst hat sie ihren angestammten Platz. Sie wird von allen akzeptiert und auch in die verschiedensten Arbeiten mit einbezogen. Margrit kann sich verbal (sprachlich) nur ungenügend verständigen. Sie spricht sehr undeutlich und nur

in Ein- bis Zweiwortsätzen. Kennt man aber sie, und das Umfeld der Druckerei, ist eine Verständigung resp. Kommunikation mit ihr ohne weiteres möglich. Wir üben auch zusammen mit ihren Arbeitskolleginnen immer wieder Gebärden, Zeichen, mit denen sie das Sprechen begleiten und sich so verständlicher machen

kann. Dabei beschränken wir uns auf Grundbegriffe wie Essen, Trinken, aufs WC gehen, Arbeiten, Pause, Fertig usw. Im Arbeitsumfeld hat sie auch einen sehr guten Arbeitskollegen. Mit Peter zusammen zählt sie Karten nach einem einfachen Zählsystem. Mit dem Anwenden solcher Systeme, dazu gehören auch einfache Hilfsmittel, schaffen wir Möglichkeiten, die Margrit ein selbständiges Arbeiten ermöglichen. Dabei berücksichtigen wir ihre Bedürfnisse, Möglichkeiten und Grenzen. Im Laufe der Zeit hat Margrit auch gelernt, die Arbeit für sich selbst zu organisieren und ein-

*Wenn der Tau  
an den Bäumen glänzt  
und alles zu singen beginnt.  
Ich stehe am Wasser und warte,  
eine Tauperle an meiner Hand.  
Es muss noch sehr früh sein.  
Kein Mensch sonst.  
Ich schreite  
durch den erwachenden Hain.  
Es ist wie, wenn jemand  
die Stille befohlen hätte.  
Das erste Blatt des Baumes  
in helles Grün getaucht.  
So schön,  
man gleitet in den Traum.*

zuteilen. Beim Karten verpacken legt sie sich die Arbeitsgänge von links nach rechts bereit, das heisst: zuerst die gefaltete Karte, dann das Couvert einstecken, dann die Kartenbeilage und zuletzt die Cellophanhüllen. Auf diese Art und Weise vergisst sie nichts und die Karten sind komplett in der Cellophanhülle. Mit ähnlichen Systemabläufen kann sie auch Karten falzen und zählen. Der sichtbare Stolz macht die Arbeit für Margrit besonders wertvoll. Das Gefühl, etwas Wichtiges und Wertvolles zu leisten, ist nicht nur sinnvoll und sinnstiftend, sondern gibt auch Selbstvertrauen. Wenn sie nun die eingepackten Karten noch zählt, bündelt und unter Mithilfe der Betreuerin unter der Bindmaschine bandiert, sieht man die Freude und spürt auch wie sehr sich Margrit mit ihrer Arbeit identifiziert. In diesem Sinne ist es für uns alle ein entscheidendes Anliegen den Beschäftigten eine Arbeit anzubieten, die zu einem qualitativ hochstehenden Produkt führt. Mit dem Kauf wird dem erarbeiteten Produkt und somit der Arbeit von Margrit auch die nötige Wertschätzung entgegen gebracht. Wenn Margrit am Abend mit dem Bus zurückfährt, ist für sie und für uns ein gutes Tagwerk zu Ende.

Wir sind überzeugt, dass es Margrit und den anderen Beschäftigten in ihrem vertrauten Umfeld wohl ist. Das Wohlbefinden muss in erster Linie auch unser Bestreben sein. Wir müssen in unserem sozialen Unternehmen ein entsprechendes Klima schaffen. Dies fordert von uns Akzeptanz des einzelnen Menschen als eigenständige Persönlichkeit, das einfühlsame Verstehen und ein mit unserem Denken, unseren Gefühlen kongruentes Handeln.

## Töpfern: Mehr als bloss «Beschäftigung»

Der Alltag aus der Sicht von Sarah Roth, Sozialpädagogin, während ihres Praktikums am Ende der Ausbildung, Juni 2000

Mein Arbeitstag beginnt am Montagmorgen um 8 Uhr. Wir treffen als Team die letzten Vorbereitungen für den Wochenstart. Die Atelierleiterin Petra Rohr ist gelernte Keramikerin und plant die bevorstehenden Arbeiten, führt mich ein und informiert über laufende Aufträge. Es ist mir bald klar geworden, dass die Töpferarbeiten der Betreuten mehr sind als einfach nur «Beschäftigungserzeugnisse». Sie haben einen auffallend hohen ästhetischen und praktischen Wert. Es erfordert grosses keramisches Wissen, damit ein Topf oder eine Vase dann auch wirklich den Brand bis zuletzt «überlebt». Die Freude über die fertig gebrannten Werke ist jeweils auf Betreuerinnen- und Betreutenseite gross, da doch viel Zeit und Kreativität in die Arbeit hineingelegt wird. Die Erzeugnisse sind

immer ein Gemeinschaftswerk von Betreuten und Betreuerinnen. Wir besprechen mit den Betreuten die Form und die Vorgehensweise, stimmen die Arbeit auf die Fähigkeiten des Einzelnen ab und übernehmen die Feinarbeiten, wo es nötig ist. Ich staune, wieviel Wissen die Töpfer und Töpferinnen sich im Laufe der Zeit angeeignet haben und mit welcher Geschicklichkeit sie mit dem Ton umgehen. Oftmals bin ich – ein Greenhorn in Sachen Keramik – auch auf ihr Wissen und ihre Erfahrung angewiesen.



### Rück- und Ausblick

Gegen 8.30 Uhr sind dann alle Betreuten angekommen und wir starten die Woche mit einem gemeinsamen Wochenendrückblick: Diese Zeit ermöglicht allen anzukommen, das Wochenende nochmals Revue passieren zu lassen und sich langsam auf die Arbeit einzustellen. Nachdem alle ihre Wochenendhighlights weitergegeben haben, geben wir vom Team einen Wochenüberblick, informieren über Besonderheiten und die anstehenden Arbeiten der Einzelnen. Etwa um 9 Uhr gehts dann an die

Arbeit, die Arbeitsplätze werden eingenommen, die letzten Vorbereitungen getroffen.

### Unterschiedliche Persönlichkeiten

Die sieben Werkleute der Töpferei sind unterschiedliche Persönlichkeiten. Einige arbeiten



sehr selbständig und melden sich, wenn Fragen auftauchen. Andere brauchen eher Motivation, um ihre Arbeit in Angriff zu nehmen und dran zu bleiben, andere – je nach Arbeit – auch intensive Einzelbetreuung, dies vor allem, wenn sie neue Techniken erlernen. Diese unterschiedlichen Bedürfnisse fordern von uns Offenheit und Flexibilität in Bezug auf unsere Betreuung. Es kann richtig sein, jemanden völlig selbständig arbeiten zu lassen und «nur» ein Gespräch zu führen, währenddem ich an einer eigenen Arbeit bin. Dieses nebeneinander und gleichberechtigte Arbeiten fördert vor allem

den persönlichen Kontakt und ermöglicht den Beginn eines Vertrauensverhältnisses. Andererseits kann es ebenso wichtig sein, für die notwendige Struktur am Arbeitsplatz zu sorgen, z.B. in Bezug auf das Einhalten der Pausen, auf das Aufräumen des Arbeitsplatzes, das rücksichtsvolle Verhalten anderen Mitarbeitern gegenüber usw. Am Intensivsten empfinde ich die Zeiten der Einzelförderung. Ich muss mich auf das Tempo des Betreuten ein-

lassen und mir z.B. beim Erklären eines motorischen Vorgangs (was machen die Finger genau, wenn sie aus dem Ton ein Würstchen formen? Wo gebe ich wieviel Druck?) selbst bewusst werden, was meine Hände genau tun, und dies dann auch auf irgendeine Art weitergeben und begreiflich machen. Da oftmals die Wahrnehmung der Betreuten nicht identisch ist mit meiner eigenen, ist das Erlernen eines neuen Ablaufs für beide Seiten intensiv und Kreativität ist auch hier gefordert. Das blosses Üben und das Dranbleiben bewirken bereits einen Grossteil des Erfolgs.

Um 10 Uhr ist Pausenzeit. Hände werden gewaschen und die Tonarbeiten für eine Viertelstunde eingepackt. Die übersichtliche Grösse der Stiftung Lebenshilfe ermöglicht Betreuten und Betreuern eine angenehme Atmosphäre. In der Pause sitzt man zu Kollegen und Freundinnen aus den anderen Ateliers, begrüsst einander von weitem und geniesst ein Kafi. Schon ganz am Anfang ist mir der warme Umgang dieser Menschen miteinander aufgefallen. Hier ein Gruss, da ein Schwatz, man kennt einander und im Rahmen der «normalen» Tageslaunen und Sympathien schwingt eine grosse Herzlichkeit im Umgang untereinander mit.

**Hier sind sie, die welche ich suchte. Alles ist vereint. Keiner fehlt in der grossen Schar. Es fehlt keiner. Wir sind alle hier.**

### Kreative Pausen

Bis es um 12 Uhr Zeit ist fürs Mittagessen wird noch einmal Ton bearbeitet. Die übersichtliche Grösse der Töpfer-Truppe und das nicht primär auf die Produktion ausgerichtete Konzept bieten die Möglichkeit, auch auf individuelle Bedürfnisse einzugehen. So gibt es immer wieder mal kleinere oder grössere Projekte mit einzelnen Betreuten oder wir legen eine «kreative Pause» ein, und es wird gemalt, skizziert, ein Buch angeschaut oder ein Spaziergang gemacht. Mir ist der Wechsel zwischen konzentrierter Arbeit und einem lockeren Rahmen wichtig geworden. Die Woche wird so gestaltet und jeder Tag bekommt seine Eigenheit.

Der Arbeitstag endet mit Putzen und Aufräumen. Um 16 Uhr ertönt das Feierabendläuten. Während die Betreuten nach Hause gehen, gilt es für uns, die nächsten Tage zu koordinieren und vorzubereiten. Wir erledigen administrative Arbeiten und nützen die Zeit für das Nachbesprechen des vergangenen Tages. Nach getaner Arbeit lässt sich die freie Zeit am Abend gut geniessen.

## «Ich liebe die Vielfalt im Alltag hier»

Interview von Christine Trüb mit Franziska von Matt, Leiterin der Textilwerkstatt, Juli 2000

*Franziska von Matt, Sie üben in der «Lebenshilfe» eine dreifache Funktion aus. Sie sind Beschäftigungs-Gruppenleiterin, stellvertretende Klassenlehrerin und stellvertretende Bereichsleiterin. Könnten Sie diese Aufgabenbereiche kurz beschreiben?*

In der Textilwerkstatt, die ich zusammen mit meiner Mitarbeiterin Carla Eichenberger leite, arbeiten sieben Menschen mit einer geistigen Behinderung zwischen 21 und 55 Jahren. Zu meinem Pflichtenheft gehört das Erstellen der

*Welches war Ihr beruflicher Werdegang?*

Zu Beginn habe ich Schneiderin gelernt. Danach habe ich im Seminar Brugg die Ausbildung als Lehrerin für textiles Werken gemacht. Es folgten acht Jahre Vollbeschäftigung in der Gemeinde Niederlenz. Nebenbei habe ich zahlreiche Weiterbildungskurse besucht und mich mit verschiedenen Techniken und Materialien auseinandergesetzt. Nach einer Familienpause bin ich in der «Lebenshilfe» wiedereingestie-

keit, Ausdauer, Entscheidungsfreudigkeit und kreative Ausdrucksmöglichkeit zu fördern. Die Beschäftigten erfahren eine starke Bestätigung ihrer Persönlichkeit, weil es ihre eigenen Entwürfe sind, die zur Ausführung kommen. Unser Ziel muss mit den Vorgaben der neuen Qualitätsanforderungen übereinstimmen. Das Qualitätsmanagement (QM) fordert die Umsetzung der Konzepte, überprüft deren Durchsetzung und sichert damit die kontinuierliche

*Sie scheinen ein Multitalent zu sein. Kommen Ihnen hier frühere Berufs- und Lebenserfahrungen zugute?*

Die pädagogische Grundausbildung bringt mir sehr viel. Meine Erfahrungen als Hausfrau und Mutter sind ebenfalls sehr erwünscht, was die Flexibilität anbelangt im Umgang mit Verstimmungen, Trotz, vorübergehender Passivität und ein Sichanpassen an unvorhergesehene Reaktionen und Ausbrüche.

Meine Arbeit ist sehr befriedigend. Die Produkte unserer Textilwerkstatt müssen qualitativ hochstehend und gestalterisch-handwerklich innovativ sein, ohne kitschig zu wirken. In Entwurf und Ausführung ist Professionalität gefragt. Der Verkauf findet im Laden in Reinach, im Dezember im Saalbau, in der Casa Tessuti in Luzern statt, ausserdem verkaufen wir an Privatkunden in der Region.

*Als Aussenstehende sehe ich vor allem die Schönheit und Brauchbarkeit der Produkte. Doch welches sind Ihrer Meinung nach die wichtigsten Eigenschaften, die Sie für Ihren Arbeitsalltag mitbringen sollten?*

Zuverlässigkeit, Humor und Einfallsreichtum.



### Neuer Morgen

**Vom Golde  
mein Auge glänzt,  
Tau netzte die Rosenknospe.  
Ich sitze am Wasser.  
Ein weisser Vogel,  
die Rose  
aus meiner Hand nehmend.  
Sie hat sich geöffnet.  
Mein Traumbild,  
die Gestalt im weissen Mantel,  
steckt sich  
die Blume  
ins Haar.**

Entwicklungspläne und das Überprüfen ihrer Durchführung. Ausserdem bin ich für die Einhaltung des Budgets verantwortlich. Ich erledige die administrativen Arbeiten und trage die Verantwortung gegen aussen.

Als Lehrerin unterrichte ich eineinhalb Tage pro Woche 15 bis 19-jährige Schüler, ein Mädchen und fünf Buben, die praktisch bildungsfähig sind.

In meiner dritten Funktion vertrete ich den Bereichsleiter bei Abwesenheit, Krankheit usw., d.h. dass ich in Teamsitzungen und bei anstehenden Problemen seine Aufgaben übernehme. Qualitätsmanagement und Konzeptarbeit stehen gegenwärtig stark im Vordergrund und fordern ein entsprechendes Engagement.

gen, zunächst in der Schule und nach einem Jahr in der Beschäftigung.

*Kann man sagen, dass Sie die Vielfältigkeit Ihrer Aufgaben als Herausforderung betrachten?*

Ja, durchaus. Ich bin eine aktive und vielseitig interessierte Frau, die Vielfalt und Herausforderungen liebt. Ein monotoner Alltag wäre mir unerträglich.

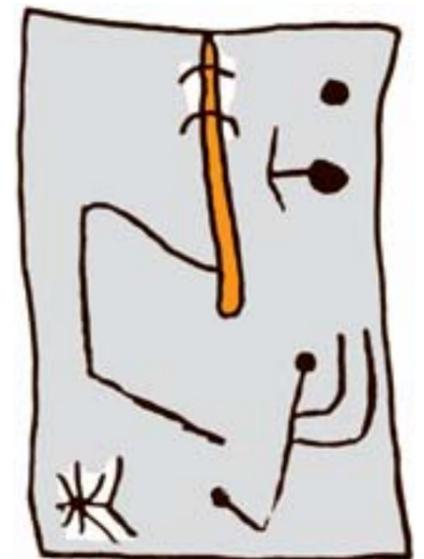
*Welches ist Ihr Ziel in der Textilwerkstatt?*

Eine bestmögliche Förderung und Betreuung unserer Beschäftigten. Ausserdem die Suche nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten mit textilen Materialien. Die Arbeit bei uns eignet sich besonders gut dazu, manuelle Geschicklich-

Qualität unserer Arbeit in der Beschäftigung. Gegenwärtig bedeutet dies einerseits Mehrarbeit, andererseits Ansporn.

*Und Ihr Ziel in der Schule?*

Wir üben vor allem Ausdauer und Konzentration sowie handwerkliche Geschicklichkeit. Auch werden die Jugendlichen in der praktischen Alltagsbewältigung geschult (Schuhe binden, einkaufen, rüsten, kochen, waschen usw.). Ihre Zukunft ist die Arbeit in einer Beschäftigung und für die meisten von ihnen das Leben in einer betreuten Wohngemeinschaft. Wir arbeiten daran, dass ihnen der Wechsel von Schule zu Beschäftigung nicht allzu schwer fällt.



## Ein Leben in zwei Welten

Käthi und Arnold Hirt erzählen die Geschichte ihres Sohnes Andi, August 2000

Fehlender Blickkontakt, Ablehnung von körperlicher Berührung, dauernde Unruhe, wenig Schlaf waren die wesentlichsten Merkmale, die uns bei Andis Entwicklung als Kleinkind beunruhigten. Erlernen von Sprache, Gehen etc. gestalteten sich in «normalem Rahmen». Doch irgendwann verwandelten sich weitere Fortschritte in eine Art Rückzug. Intensive ärztliche Abklärungen führten vorerst zu keinem Resultat. Dann im Alter von dreieinhalb Jahren die Diagnose von einer erfahrenen Kinderpsychiaterin: «Autismus».

### Ein kurvenreicher Weg

Ein holpriger und kurvenreicher Weg nahm seinen Anfang. Durch Elternverein und Dokumentationsstelle für Autismusfragen waren die nötigen Informationen mit Fachliteratur erhältlich. In der Zwischenzeit ist einiges an Öffentlichkeitsarbeit geleistet worden. Unter anderem hat auch der Film «Rain Man» das Leben eines autistischen Menschen auf eindrückliche Weise charakterisiert und bekannt gemacht. Verständnis von aussen kann für Eltern und Betreuer in gewissen Situationen ein wichtiger Faktor sein.

Andi ist heute zweiundzwanzigeinhalbjährig. Sein Zustand kann ganz grob in drei Phasen eingeteilt werden:

1. Die gute: entspannt, bedingt zugänglich, zum Teil sogar witzig, vielseitig interessiert mit grenzenloser Themenauswahl, ausgiebige Reisefreudigkeit, Musik hören.
  2. Die mittlere: vermehrt in eigener Gedankenwelt, Offenheit eingeschränkt, Kontrolle über sich selbst noch vorhanden.
  3. Die Krise: spannungsgeladen, innere Zerrissenheit, keine Selbstkontrolle mehr, kann in Unberechenbarkeit ausarten, wenn ganz akut: eine Art «anderer Mensch».
- Diese Phasen können schlagartig, manchmal auch fliessend, ändern. Oft vermischen sie sich. Aber das Leben in einer eigenen Welt zieht sich mehr oder weniger wie ein roter Faden durch alle Situationen.

### Dies die Vorgeschichte

Für uns eine Tatsache, fachliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. In der Stiftung Lebenshilfe fanden wir eine Institution, die bereit war, Andi



aufzunehmen. Grösse, Struktur und Individualität dieses Betriebes sagten uns von Anfang an zu. Als Andi vier Jahre alt war, wurde mit der Früherfassung begonnen. Das Fachpersonal ging äusserst behutsam vor, anfänglich stundenweise, dann mit schrittweiser Ausdehnung. Die Einzelförderung wurde allmählich durch Gruppentherapie abgelöst. Schon erfolgte der Eintritt in die Schule in Form einer Kleinklasse. Andi wurde in die Klasse für Schulbildungsfähige eingeteilt. Seine Stärken waren

von früher Kindheit her Zahlen, Daten, Buchstaben und Geographie. Es ging aber nicht nur darum, seine abstrakten Fähigkeiten weiter zu fördern, sondern auch eine persönliche Bezie-

**Traum,  
jetzt  
vor der Dunkelheit.  
Die Sonne  
ihre Strahlen  
zu einem Kranz flicht  
und sie in der Dämmerung  
einen Reigen  
über dem Wasser  
tanzen lässt.  
Wenn die Mücken schwirren,  
im Staub ihre Augen  
blind wurden.  
Blind,  
erst noch taumelnd,  
entfalten sie ihre Flügel.  
Den Schmetterlingen gleich  
gaukeln sie über Blumen  
und Gräser**

**Schwer heben sich meine Augenlider.  
Staub,  
ein verdorrter Baum.  
Alle meine Bilder  
versinken in der Tiefe eines Sees.**

hung aufzubauen und die Gruppenfähigkeit zu entwickeln. Andi durchlief dann alle Schulstufen. Neuerungen verkraftete er, soweit nach aussen sichtbar, überraschend gut. Das spricht für das einfühlsame und umsichtige Verhalten des Lehrpersonals. Gilt es doch zu bedenken, dass autistische Menschen massiv auf Veränderungen reagieren können. Inzwischen stand Andi im 20. Lebensjahr. Bedeutende Veränderungen erwarteten uns. Die Schule soll durch die Werkstätigkeit abgelöst

werden. Andi wurde vorerst in die Hausgruppe eingeteilt. Mit der Eröffnung des neuen Betriebszweiges, der Seifenproduktion, erfolgte seine Aufnahme in diese Abteilung. Gleichzeitig bot sich ein Platz in einer Wohngruppe an. Im Interesse von Andis Eigenentwicklung, einer gewissen Ablösung und um uns etwas zu entlasten, traten wir auf dieses Angebot ein. Um diese gravierenden Neuerungen aufzufangen, war gezieltes Vorgehen von grösster Bedeutung. Parallel zum Abbau von Schulstunden wurde die Integration in die Hausgruppe sachte aufgebaut. Das Wohnen konnte Andi an einzelnen Wochenenden üben.

Heute befindet sich Andis Wirkungsfeld im «Lädli», das auf dem Reinacher Lindenplatz bezogen werden konnte. Dort findet neben dem Verkauf aller Artikel der Lebenshilfe die Herstellung von Seifen und Kerzen statt. Die Wohnsituation präsentiert sich so, dass Andi während der Woche in der Wohngruppe «Dürnmatt» lebt. Die Wochenenden verbringt er vorläufig mit uns. Die beiden Betreuerteams von Werken und Wohnen pflegen ein offenes Verhältnis zu uns Eltern. Dadurch wird eine möglichst einheitliche Zielsetzung gewährleistet. Im Umgang mit spannungsgeladenen Situationen ist dies besonders wichtig.

Wir glauben, Andi ist in der Lebenshilfe gut aufgehoben. Seine Geschichte zeigt auf, dass an seine Betreuung hohe Anforderungen gestellt werden. Es wirken hier Leute, in die wir unser Vertrauen setzen können.

Andy und die Lebenshilfe Reinach: Ein junger Mensch im Spannungsfeld von Liebesswürdigkeit und Unberechenbarkeit.



## Die Lebenshilfe aus der Perspektive eines Nachbarn

Hans-Peter Urech, Nachbar der Stiftung Lebenshilfe, September 2000

Stiftung Lebenshilfe – was ist das? Die Gedanken gehen zurück in die frühen Siebzigerjahre, in meine Schulzeit. Reinach war für mich,

ter vorstellen, ich wusste, dieses Gebäude hat irgend etwas mit behinderten Menschen zu tun, mehr nicht.



selber im unteren Seetal wohnhaft, in erster Linie der Besuch der betagten Grossmutter im Altersheim Sonnenberg. An manchen Sonntagen war das Programm klar gegeben: «D Grossmutter wird bsuecht!» Auf dem Weg zu ihr immer wieder der Blick nach rechts zu diesem grossen Gebäude auf der Höhe nach der Beinwiler Gemeindegrenze. Mutter, eine echte Reinacherin, sagte jeweils: «Dasch frühner s Bürgerasyl gsii, hött isch d Läbeshilf det.» Als Schüler konnte ich mir nicht sehr viel darun-

Sprung 30 Jahre nach vorn: Heute, im Jahre 2000, 15 Jahre nachdem ich meinen Wohn- und Arbeitsort, völlig ungeplant, selber nach Reinach verlegt habe, ist mir die «Stiftung Lebenshilfe» sehr wohl ein Begriff. Aber auch das natürlich nicht schlagartig. Meine ersten Begegnungen: Hie und da Gruppen von Behinderten mit ihren Betreuern im Dorf. «Grüezi mitenand», mehr nicht. Später Begegnungen in der Turnhalle Pfrundmatt, meine Turnlektion beginnt, diejenige der Lebenshilfe-Leute

wurde soeben beendet. Und dann mit einem Schlag: Juli 1997, Einzug mit meiner Familie in unser erstes Eigenheim an der Schorenstrasse. Nachbarn vis-à-vis: Die Wohngemeinschaft Schoren der Lebenshilfe Reinach! Erste Begegnungen über den Gartenhag. Herzliches Grüssgott, spontane Händedrucke. Nicht genug damit: Mein früherer Musikerkollege Martin Spielmann wird Geschäftsleiter der Lebenshilfe! Gründe genug, diese Institution nicht nur am Rande, sondern mit wachem Interesse wahrzunehmen.

1981 hat sich die Stiftung Lebenshilfe im Haus an der Schorenstrasse 14 eingemietet, 1992 ging es in ihren Besitz über. Gebaut wurde das Jugendstilgebäude mit seinem charakteristischen Türmchenvorbau im Jahre 1910 von Gottlieb Gautschi. Heute finden neun geistig behinderte erwachsene Menschen ein betreutes Zuhause dort. Der Garten mit der mächtigen Blutbuche (wohl einer der schönsten Bäume Reinachs) ist funktionell und gemütlich gestaltet.

Trotz der nun bereits dreijährigen nachbarschaftlichen Verbindungen dauerte es bis zum vergangenen August, bis ich endlich einmal die Räumlichkeiten der Lebenshilfe an der Neudorfstrasse besichtigte. Fazit: Das Bild einer sehr lebendigen, professionell geführten Institution im Dienste des geistig behinderten Menschen. Das Staunen über die gut eingerichteten Arbeitsräume, die Kreativität, die in dem steckt, was hier hergestellt wird. Faszinierend auch die Wärme und Spontaneität, die

dem fremden Besucher an diesem Nachmittag sowohl von Betreuerseite wie auch von den behinderten Menschen entgegengebracht wird. Bald wächst aber auch das Bewusstsein, dass die Zukunft noch einiges bringen muss. Jeder Raum im Gebäude ist bis aufs Äusserste belegt, Freiräume kaum noch vorhanden. So erstaunt es mich nicht zu hören, dass die Lebenshilfe versucht zu einem neuen Hauptgebäude zu kommen.

Und das nicht wieder am äussersten Dorfrand, wo halt das alte Gespenst der Ausgrenzung Behinderter doch noch irgendwo herumgeistert, sondern mitten im Dorf, in Nähe auch zu den anderen Schulanlagen. Das Ziel: gelebte Integration und verbesserte Infrastruktur. Es bleibt zu hoffen, dass die Gemeinde Reinach dieses Ansinnen mit allen Kräften unterstützen wird und damit auch das Zusammenwachsen zweier doch gar nicht so stark anderer Schulinstitutionen gefördert werden könnte.

Ich freue mich schon auf morgen, wenn kurz vor acht die Nachbarn in der Schoren unter fröhlichem Geplapper den Bus zu ihrem Arbeitsplatz besteigen werden. Und es wächst mein Vorsatz: Jetzt wollen wir dann wieder mal zusammen eins trinken und plaudern im Garten, so wie das Nachbarn in der warmen Jahreszeit doch gerne tun.

*Das edle Pferd*

*Im Schatten steht es  
von unbegrenzter Schönheit.  
Ich voller Ehrfurcht  
dort stehe.  
In den Augen  
kann ich lesen  
Märchen,  
durch die es gegangen,  
die noch weiterleben.*

*In goldenem Mantel  
der Reiter kommt  
und weit im Dunst  
seine Wege sucht.  
Ich stehe dort  
und suchte das Land  
von wo er kam.*



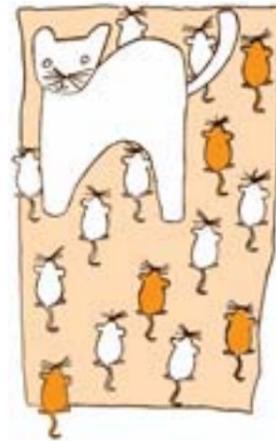
## Geschichten aus dem Bereich Wohnen

Rolf Steiner, Leiter Wohnhaus Dürrmatt, November 2000

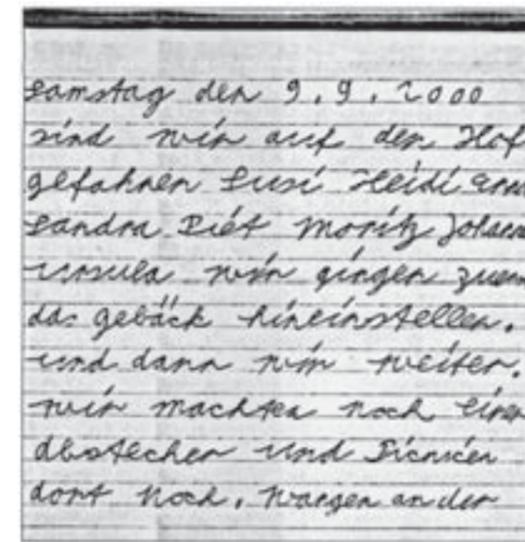
Ein Quartier zum Einkaufen, eigene Nachbarn, ein angemessener Arbeitsweg und vielleicht sogar ein eigenes Stammlokal, das sind Elemente, die für uns zum Leben gehören. Deshalb sind die Wohnhäuser und Wohnungen der Stiftung Lebenshilfe nicht an der Neudorfstrasse, sondern in den Quartieren Schoren,

ihr nicht schlecht in der Dürrmatt. Sie ist froh nicht jeden Tag nach Baden fahren zu müssen, wo ihre Eltern wohnen.

Johanna Arnold ist 45 Jahre alt. Auch sie war zuerst an der Pilatusstrasse, mag aber darüber nichts erzählen. Alte Geschichten, meint sie. Hauptsache, dass es jetzt besser ist.



an ihr ist, wäscht sie morgens und abends ab, leert Kompost, Kehricht und Briefkasten, was es eben zu tun gibt in einem Haushalt. Und ein Haushalt sind sie, die sieben Bewohnerinnen und Bewohner der Dürrmatt, genauer gesagt eine Wohngemeinschaft mit professioneller Begleitung.



Sandra hält ihre Eindrücke in ihrem Erlebnis-Tagebuch fest.

Breite und Dürrmatt in Reinach. Zusammen mit Betreuerinnen und Betreuern gestalten die insgesamt 26 Bewohnerinnen und Bewohner dort ihren Alltag ausserhalb der Arbeitszeit.

### Zwei Bewohnerinnen

Sandra Horstink ist 32 Jahre alt. 1989 ist sie in eine Wohnung der Stiftung Lebenshilfe an der Pilatusstrasse gezogen. Sie erinnert sich, dass ihr dies zu unruhig und zu laut war. Dort, wo sie jetzt wohnt, ist es ruhiger. Eigentlich würde sie gern allein wohnen. Sie weiss aber, dass sie dann alles allein tun müsste, einkaufen, waschen, alles. Das ist ihr zu schwierig. Es gefällt

### Der Alltag

Sandra steht um 6.30 Uhr auf. Sie bereitet für die Wohnung am Dürrmattweg 3 das Frühstück zu, was diese Woche ihre Aufgabe im Haushalt ist. Nach dem Zmorge gehen sie und die anderen Bewohner arbeiten. Um 16 Uhr, nach Arbeitsschluss, fährt sie nach Hause, versorgt ihr Velo und geht in die Wohnung. Sonst, sagt sie, hat sie diese Woche nicht viel zu tun. Andere Wochen kocht sie, meistens mittwochs. Dann gibt es viel vorzubereiten, einzukaufen und zuzubereiten. Auch muss sie dann schauen, dass sie nicht zuviel kocht, weil sonst die Gruppe gar nicht alles essen kann. Wenn die Reihe

ballmatch, sei dies im TV oder live, keine Seltenheit. Sandra und Johanna können einiges allein unternehmen. Andere brauchen mehr, manche fast in allen Bereichen ihres Lebens unsere Begleitung und Hilfe. Nun zum Gruppenausflug: Das gesamte Wohnhausteam Dürrmatt hat im September kurz entschlossen die Gelegenheit zu einem Gruppenausflug genutzt. Die Hauptattraktion: Schlafen im Heu! Sandra hat das in ihrem Erlebnistagebuch festgehalten.

### Taschenmesser als Erinnerung

Auch Johanna erwähnt das gleich zu Beginn unseres Gesprächs. Angenehm sei es gewesen, mit einer Wolldecke darunter. Präzis beschreibt sie danach auch die anderen Ereignisse des Ausflugs, vom Brunch zum Eselreiten bis zum Besuch im Museum. Zur Erinnerung hat sie sich vor der Heimreise ein Taschenmesser gekauft. Sie sehen, dass der Alltag von Sandra und Johanna dem unseren gar nicht so unähnlich ist. Jeden Tag müssen viele kleine Entscheidungen getroffen werden, muss geplant werden, damit das alltägliche Leben eine Struktur erhält und wir uns orientieren können. Eine der wichtigsten Aufgaben in der Betreuung ist es, den Menschen, die wir begleiten, möglichst viel Raum für diese Entscheidungen und deren Ausführungen zu schaffen und zu erhalten, damit sie, wie wir, ein erwachsenengerechtes Leben führen können.

### Mondballade

**Nachts.**  
**Ich sehe den Mond**  
**seine Strasse ziehen**  
**hinter das Spiel der Sonne**  
**mit den Gräsern und Blumen.**  
**Ich sitze**  
**hinter der Scheibe.**  
**Es sucht mich kein Mensch.**  
**Der Mond verhüllt die Erde**  
**mit seinen silbernen**  
**Mantel.**

### Ein Gruppenausflug

Neben dem Haushalt gibts da noch die Freizeit. Die ist erfahrungsgemäss zuerst einmal da, um auszuruhen und sich vom Arbeitstag zu entspannen. Daneben schaffen zahlreiche Angebote eine grosse Auswahl an Aktivitäten: Am Montag steht Turnen mit der Behindertensportgruppe auf dem Plan, an anderen Wochentagen oder Wochenenden laden Pro-Infirmis-Kurse, zugeschnitten auf die Bedürfnisse von Menschen mit einer geistigen Behinderung, zur Weiterbildung ein. Neben eigenen Hobbys sind auch Ausflüge ins Kino, ein Kaffee in einem Restaurant oder gar ein Fuss-

## Wenn sich Vergangenheit und Zukunft die Hand reichen

Jürg Nyffenegger, Stiftungsrat, Dezember 2000

Will Sutter war dabei, als die Lebenshilfe, entstanden aus einem akuten Bedarf und initiiert von Dr. Valentin Reichenbach, in eine Stiftung umgewandelt wurde. Er erinnert sich, wie das alte Haus auf der Beinwiler Höhe in Reinach in Fronarbeit renoviert und umgebaut wurde. Eltern legten ebenso emsig Hand an wie Freiwillige aus der ganzen Region, und Handwerker standen mehr oder weniger gratis mit Rat und Tat zur Verfügung. Der Pioniergeist und die Freiwilligenarbeit waren gross geschrieben und wohl unabdingbar für den Fortbe-

stand des Werks. Die öffentliche Hand leistete damals keinerlei Beiträge, auch nicht, als aus dem privaten Werk des Valentin Reichenbach eine Stiftung wurde. An der Spitze stand unermüdlich und mit beinahe grenzenlosem Engagement der

Gründer, der Pionier und Visionär. Will Sutter gefiel die kunsthandwerkliche Ausrichtung der Werkstätten für die Erwachsenen, und ihm gefiel die Tatsache, dass die Lebenshilfe sich organisch entwickelt hat. Aus der Sonderschule entstand der Bedarf nach Beschäftigung für die erwachsen werdenden geistig Behinderten, in der Folge wurde die Bereitstellung von Wohnraum unumgänglich. Will Sutter konnte damit leben, dass damals der Stiftungsrat so etwas wie das wohlwollende Konsultativorgan des patriarchalisch führenden, aber stets das Gute wollende Dr. Reichenbach war.

### Wohnhäuser bieten ein Zuhause

Mit dem Wachstum der Lebenshilfe veränderten sich indessen die Anforderungen an die verantwortlichen Organe. Ruedi Hug hätte mit den damaligen Verhältnissen nicht

leben können, und mit der Fortsetzung des Führungsverständnisses des Gründers hätte die Lebenshilfe nicht das werden können, was sie heute ist – und umgekehrt gäbe es ohne Valentin Reichenbach keine heute sehr gut dastehende Institution, die 30 Schülerinnen und Schüler unterrichtet und gegen 50 Erwachsene in kunsthandwerklichen Bereichen beschäftigt und einem Teil von ihnen in Wohnhäusern und Wohngruppen ein Zuhause bietet.



Will Sutter und Ruedi Hug vor der Lebenshilfe

### Der Stiftungsrat leistet strategische Arbeit

Der Stiftungsrat ist sich seiner grossen Aufgabe bewusst. Er weiss, dass es ihm obliegt, die strategische Arbeit, und nur sie, zu leisten. Deshalb hat er eine starke Führungspersönlichkeit gesucht und in der Person von Martin Spielmann gefunden. Der Stiftungsrat arbeitet in modernen Führungsstrukturen, hat seine Aufgaben in Ressorts aufgeteilt und betreibt eine offene und häufige Kommunikation. Die Voraussetzungen für einen fruchtbaren Weg in die Zukunft sind so günstig wie noch nie. Die neue Führung ist ein Garant für die Kontinuität einerseits, ist aber auch bereit, mit der nötigen Vorsicht Neues auszuprobieren. Die Heilpädagogik lebt, erneuert sich, setzt neue Erkennt-

nisse um. Die Stiftung Lebenshilfe ist dabei und will ihre besondere Ausprägung nicht nur erhalten, sondern ausbauen.

### Pionierzeit einst – Pionierzeit heute

Will Sutter trauert keineswegs alten Zeiten nach. Im Stiftungsrat hat er indessen immer wieder den Geist des Pioniers aufleuchten lassen und sich vehement für das Besondere, das die Lebenshilfe prägt, eingesetzt. Kein Wunder deshalb, dass er es zutiefst bedauert, dass die Schule, einst die Wiege der Lebenshilfe, verschwindet. «Zu Beginn haben wir dem Staat eine Aufgabe abgenommen, denn in den 50er und 60er Jahren war niemand da und bereit, für geistig Behinderte zu sorgen,» betont das amtsälteste Ratsmitglied. Ruedi Hug teilt Will Sutters Wehmut, ist indessen glücklich, dass sich die Lebenshilfe mit dem Aufbau der Berufsfindung sowie Anlehen neuen Herausforderungen stellen kann.

### Mehr als 300 Sitzungen mitgestaltet

Aus dieser Perspektive heraus mögen auch Will Sutters Augen wieder leuchten: die alte Pionierzeit ist endgültig zu Ende, eine neue steht vor der Tür: «Nun kann ich mich getrost zurückziehen,» sagt der, der wahrscheinlich weit mehr als 300 Sitzungen im Stiftungsrat und in dessen Ausschuss miterlebt und mitgestaltet hat. Er erinnert sich, dass eineinhalb Jahre lang an jedem Dienstag an einer neuen Broschüre, der ersten der Lebenshilfe überhaupt, gearbeitet worden ist: ein inhaltlich anspruchsvolles und dennoch gut verständliches Dokument. Er hat die erste Weihnachtsausstellung aufgebaut und begleitet, hat sogar die Preise für die geknüpften Teppiche festgelegt: «Sie waren teuer, aber man hat sie gekauft,» schmunzelt Will Sutter, der keine Mühe damit hat, dass sich die kunsthandwerklichen Produkte verändern und neue dazukommen. In einem

denkwürdigen Referat vor dem Stiftungsrat und den Mitarbeitenden hat Will Sutter kürzlich seine überaus modernen Vorstellungen von Marketing formuliert und ist auf ungeteilte Zustimmung gestossen. Folge dieser Auseinandersetzung ist die Bildung einer Marketing-Kommission, in welcher Stiftungsräte und Mitarbeitende zusammentreffen.

### Mitverantwortlich für ein gutes Werk

Will Sutter zieht sich ins zweite Glied zurück. Ruedi Hug steht am Anfang seiner Arbeit. Er freut sich über die Perspektiven, die sich eröffnen: «Ich bin mitverantwortlich für ein gutes, gesundes Werk» sagt er. Neue Ideen sprudeln nur so aus ihm heraus, mit der Umsetzung lässt er sich indessen die nötige Zeit, schliesslich sind ja die Finanzen sein Ressort. Er sucht den Kompromiss zwischen dem Wünschbaren und dem Machbaren – ebenso eine Voraussetzung für die Sicherung der Zukunft wie die optimale Zusammenarbeit im Stiftungsrat und mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Dass dieses gute Einvernehmen bleibe, das wünscht sich Ruedi Hug, und das wünscht Will Sutter, der den Stiftungsrat Ende 2000 verlassen wird, der Institution aber freundschaftlich verbunden bleibt.

Vergangenheit und Zukunft reichen sich die Hand – Gutes bewahren, Neues zulassen, im Dienste der Klienten. Diesem Grundsatz will die Stiftung Lebenshilfe treu bleiben.

### Eisblumen

**Am Abend zwischen Wolken leuchtet der Mond. Neuschnee glänzt vor meinem Fenster. Eis treibt Blüten für eine Nacht. Mit meinen Fingern pflücke ich sie. In heissen Händen glänzen bald Traumperlen, Sträusse hängen an Vögeln, die tot sind.**

**Die Dachtraufe rinnt in meinen Händen aus.**

## Die «Lebenshilfe» zieht ins Dorfzentrum

Martin Suter, Redaktor Wynentaler Blatt, Artikel vom 3. April 2001



Im Jubiläumsjahr hat sich das soziale Unternehmen grosse Ziele gesteckt. So konnte mit der Einwohnergemeinde Reinach ein Baurechtsvertrag abgeschlossen werden, der die Voraussetzung für einen Neubau im Dorfzentrum schafft. Konkret geht es um die «Heuwiese» nördlich vom Saalbau Reinach. Hier will die «Lebenshilfe» bis zum Jahr 2005 ein 16-Millionen-Projekt realisieren. In diesem Betrag enthalten sind auch die Um- und Neubauten für den Wohnbereich in der Schoren und Breite.

des Neubaus basiert auf den folgenden Eckpfeilern: produkteorientierte Beschäftigung (40 Arbeitsplätze), Kleingruppen (acht Arbeitsplätze), geschützte Arbeitsplätze Hauswirtschaft (16 Arbeitsplätze) sowie Berufsfindung/Ausbildung (vier bis acht Anlehrlinge und ca. vier Absolventen Berufsfindung). Unter produkteorientierter Beschäftigung versteht die Stiftung Lebenshilfe den Betrieb in der Druckerei, Weberei, Töpferei und Textilwerkstatt sowie die Seifen- und Kerzenwerkstatt. Von den geschützten Arbeitsplätzen im Bereich Hauswirtschaft entfallen deren vier auf den Küchenbetrieb.

### Räumliche Kapazitäten für mehr als 90 Personen

Ausserhalb der Produktions-, Arbeits- und Schulungsräume umfasst das Neubauprojekt auch die allgemeinen Räume. Darunter fallen der Eingangs- und Gemeinschaftsbereich, die Verwaltung sowie die Logistik/Versorgung. Die allgemeinen Räume werden vom Bereich Arbeit und der Ausbildung gemeinsam benutzt und bieten über 90 Personen Platz.



### Bezug des Neubaus frühestens 2005

Der mit der Einwohnergemeinde Reinach ausgehandelte Baurechtsvertrag basiert auf einem zeitlichen Rahmen von 99 Jahren. Ein grober Zeitraaster geht davon aus, dass der Spatenstich für den Neubau frühestens 2004 erfolgen wird und die Stiftung Lebenshilfe ihren Neubau somit im Idealfall 2005 beziehen kann. In einem ersten Schritt geht es nun darum, das Neubaukonzept samt Raumprogramm dem Kanton einzureichen (am 11. Juni 2001 erfolgt). Wenn von Seiten des Kantons grünes Licht signalisiert wird, soll ein Projektwettbewerb ausgeschrieben werden. Im Anschluss an das vom Kanton zu genehmigende Vorprojekt wird schliesslich das ordentliche Baugesuchverfahren in die Wege geleitet und das definitive Bauprojekt dem Kanton zur Stellungnahme unterbreitet.

### Näher zum Dorf und zu den Leuten

Mit dem geplanten Neubau strebt die Stiftung Lebenshilfe eine umfassende, behindertengerechte Infrastruktur an. Zudem ist die Integration mitten im Dorfzentrum leichter umzusetzen als am heutigen, peripheren Standort im ehemaligen Reinacher Bürgerheim.

### Bis zu 65 Arbeitsplätze im Neubau

Im geplanten Neubau auf der Heuwiese in Reinach beabsichtigt die Stiftung Lebenshilfe 65 Arbeitsplätze zu realisieren. Die Raumplanung



## Ein ganzheitliches Konzept

Martin Suter, Redaktor Wynentaler Blatt, Artikel vom 3. April 2001

### Von der Berufsfindung bis zum Arbeitsplatz

Das künftige Konzept der Stiftung Lebenshilfe Reinach strebt die Zusammenarbeit mit externen Partnern an – primär mit regionalen Industrie- und Gewerbebetrieben. Bereits im kommenden Sommer wird der Landwirtschaftsbetrieb auf dem Trolerhof in Menziken zwei Arbeits- sowie einen Ausbildungsplatz anbieten.

Mit dem Entscheid des Regierungsrates, den Schulbereich der Lebenshilfe ab dem Jahr 2005 der Stiftung Schürmatt in Zetzwil anzugliedern, drängte sich für die «Lebenshilfe» eine Neuorientierung auf. Ein wichtiges neues Standbein der «Lebenshilfe» werden künftig die IV-Anlehren sowie die Berufsfindung sein. Die veränderte Ausgangslage hat unter anderem zu einer Anpassung des Stiftungszweckes geführt. So erklärt sich die «Lebenshilfe» künftig als zuständig für geistig behinderte Menschen, aber auch für Menschen mit speziellem Förderbedarf. Was die Ausbildung der Klienten betrifft, so ist die Zusammenarbeit mit externen Partnern vorgesehen, die entsprechende Ausbildungsmodul anbieten können.

### Sechs regionale Betriebe haben bereits zugesagt

Allein schon intern – innerhalb des eigenen Betriebes – ist die «Lebenshilfe» in der Lage, eigene Ausbildungsplätze anzubieten (Küche, Reinigung, Lingerie, Hauswirtsgehilfe usw.) Das mittelfristige Konzept basiert aber nicht nur auf der Beschäftigung und den Arbeitsplätzen Infrastruktur, sondern ebenso auf externen Arbeitsplätzen innerhalb der Landwirtschaft, Industrie und des Gewerbes. Bis heute haben sich fünf Industriebetriebe bereit erklärt, in der Zusammenarbeit mit behinderten Menschen den entsprechenden Support zu leisten. Dazu hat sich das Projekt Landwirtschaft insofern konkretisiert, dass im kommenden Sommer auf dem Trolerhof in Menziken bereits drei Mitarbeiter im Land-

wirtschaftsbetrieb «einsteigen» können. Der Trolerhofbauer Ruedi Weber richtet zu diesem Zweck zwei Arbeits- und einen Ausbildungsplatz ein. Es ist vorgesehen, innerhalb der Landwirtschaft im Zeitraum der nächsten zwei Jahre weitere drei Arbeitsplätze zu schaffen. Das neue Konzept der Lebenshilfe führt noch weiter. Mittelfristig ist geplant, integrierte Arbeitsplätze in Zusammenarbeit mit Gemeinden, Gärtnereien, Privathaushalten sowie Spitälern und Altersheimen aufzubauen. Die bestehenden Angebote der Lebenshilfe sollen hier als Stützpunkte dienen, und zwar im Sinne von Krisenintervention und sozial-heilpädagogischer Unterstützung. (siehe grafische Darstellung Seite 47)

### Praxispartnerin der Hochschule für Heilpädagogik

Die Stiftung Lebenshilfe Reinach ist mit ihrer Neukonzeption in Zukunft Praxispartner der Hochschule für Heilpädagogik HfH (Zürich). Die HfH hat die Zusammenarbeit in einer Absichtserklärung wie folgt definiert: «Die Lebenshilfe Reinach ist im Begriff ein Modell zu erarbeiten, welches den Vorstellungen der HfH von einer optimalen Eingliederung entspricht. Es dient zugleich den Ressorts Weiterbildung, Forschung und Entwicklung zur Konkretisierung ihrer eigenen Vorhaben. Da auch die Lebenshilfe Reinach von einer gemeinsamen Planung profitieren kann, wird beabsichtigt, die Aktivitäten so gut wie möglich zu koordinieren.»



# Wer will, was er kann, fängt nichts vergeblich an

Dr. Karin Bernath, Leiterin Departement Weiterbildung, Forschung und Dienstleistungen, Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik Zürich

## Eine Spur Naivität?

Die neue Konzeption der Lebenshilfe sprüht vor Ideen und besticht durch attraktive und gut nachvollziehbare Angebote für behinderte Jugendliche und Erwachsene. Nimmt hier jemand den Mund mit unrealistischen Visionen voll? Eine Spur Naivität? Es wird so manches geschrieben, aber eben: geschrieben und nicht realisiert. Beruhigt kann man feststellen, dass bestandene und erfahrene Fachleute am Werk sind, welche die Gabe haben, sich in ihren Visionen nicht mit zu vielen «Wenn» und «Aber» zu lähmen, die Geduld haben, sich den formalistischen Mühen immer wieder zu stellen und das Wichtigste: die Fähigkeit haben, die Vision nicht aus den Augen zu verlieren. Die Zukunft wird zeigen, ob dieses Zusammenspiel bis zuletzt funktioniert hat und sich die Fachleute mit ihrer Konzeption durchsetzen konnten.

## Nichts Neues und trotzdem etwas Besonderes

Die einzelnen Elemente der Vision sind nichts Neues: einerseits in der freien Wirtschaft integrierte Arbeitsgruppen und andererseits einzelne Arbeitsplätze mit einer sozial- oder sonderpädagogischen Unterstützung gibt es schon seit vielen Jahren. Solche Arbeitsplätze hat beispielsweise die Chirat Gurkenfabrik in Genf bereits vor rund 40 Jahren geschaffen. Das Besondere an der Ausrichtung der Lebenshilfe liegt an der Kombination der verschiedenen Elemente mit ihren Transfermöglichkeiten zwischen den geschützten Arbeitsplätzen in sozialen Unternehmen, den unterstützenden\* sowie den geschützten Arbeitsplätzen in der freien Wirtschaft. Die Lebenshilfe wird mit

dem neuen Angebot auf biographische Veränderungen bei den behinderten Jugendlichen und Erwachsenen differenziert und unkompliziert reagieren können. Vor allem wird sie pionierhaft eines tun, nämlich regelmässige Entwicklungsdiagnosen stellen und ein für den behinderten Jugendlichen bzw. Erwachsenen entsprechendes Angebot aufbauen.

Die Lebenshilfe konzentriert sich damit auf einen Bereich, der in der Schweiz weitgehend brachliegt. Während in der Nachkriegszeit intensiv Fragen rund um den Unterricht geistig behinderter Menschen geklärt und seit Ende der 60er Jahre auch die vorschulische Förderung und Entwicklung aufgebaut und institutionalisiert wird, steht eine Ausdifferenzierung der beruflichen Eingliederung noch im Schatten des Geschehens. Dies, obwohl sich die OECD seit den 80er Jahren mit zahlreichen Studien und Aktivitäten bemüht, das Thema in ihren Mitgliedstaaten, aber auch im Beobachterland Schweiz zu lancieren.

Mit der besonderen Kombination ihres Angebots leistet die Lebenshilfe einen fachlichen Beitrag an die Verbesserung der beruflichen Eingliederung in der Schweiz und ebenso einen Beitrag an die Diskussion auf europäischer Ebene.

## Mit einer überzeugenden Vision in die Zukunft

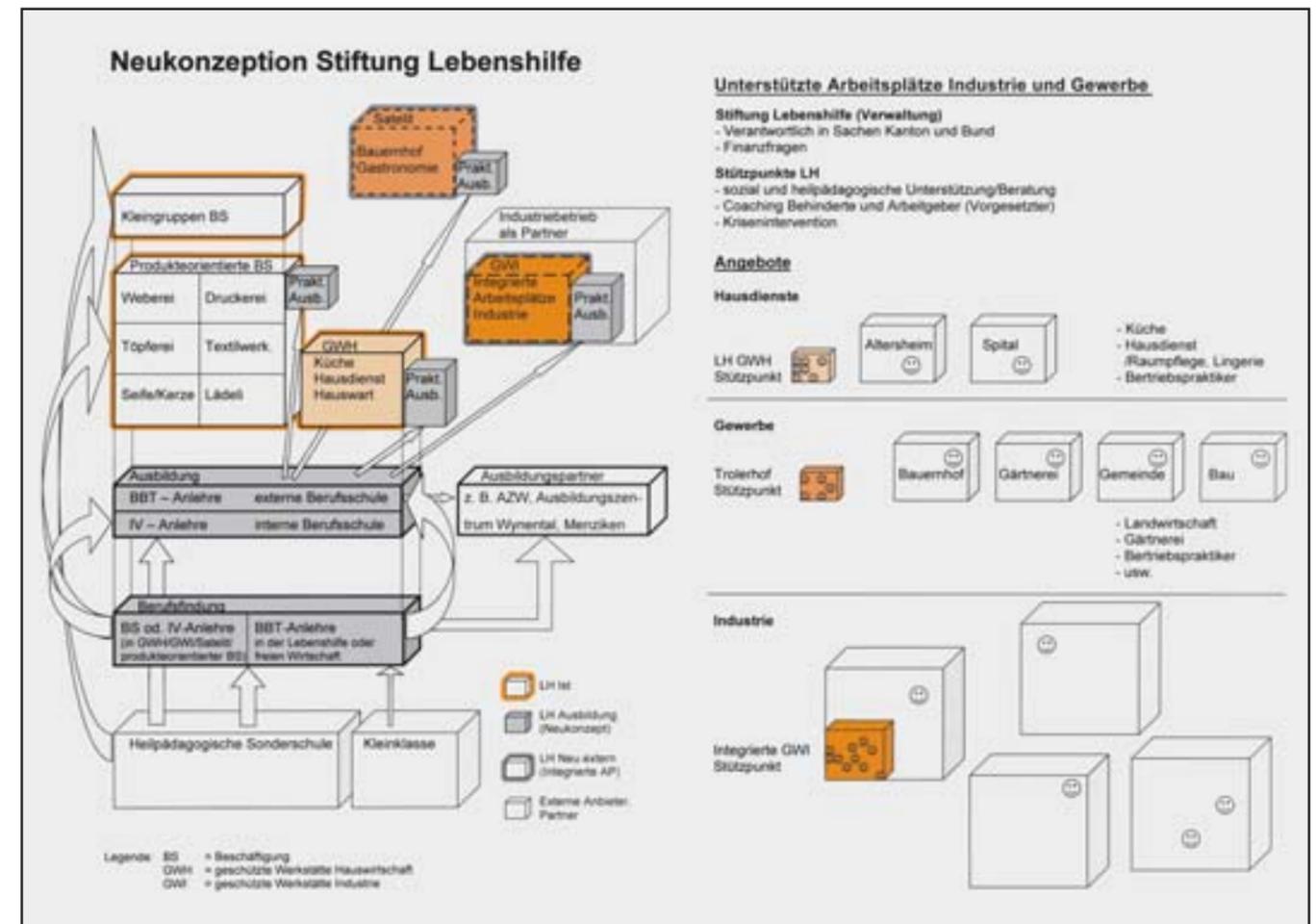
Die Ausrichtung der Lebenshilfe wirkt durchdacht und überzeugt mit einem höchst attraktiven Angebot an Arbeitsplätzen, welches zwischen dem geschützten Raum und der freien Wirtschaft angesiedelt sein wird. Die Lebenshilfe realisiert damit ein in der Schweiz schon lange anstehendes Postulat: Endlich führt der Weg der geistig- oder mehrfachbehinderten Jugendlichen nach ihrer Schulzeit nicht mehr auf Lebenszeit in eine einzig mögliche Beschäftigungsform – in der Regel in die

\* Werden «unterstützende Arbeitsplätze» eingerichtet, bieten die Firmen sowie eine sonder- bzw. sozialpädagogische Institution dem behinderten Mitarbeitenden eine sozial- oder sonderpädagogische Unterstützung an.



geschützte Werkstätte –, sondern in eine flexible Form, die ihnen je nach Entwicklungsstand einen problemlosen Wechsel von der geschützten Werkstätte zu einem unterstützten oder geschützten Arbeitsplatz in der freien Wirtschaft ermöglicht. Ein wichtiges Element dieser Konzeption ist, dass der Wechsel nicht nur aus der geschützten Werkstätte hinaus führt, sondern auch zur geschützten Werkstätte zurück. Betrachtet man die Entwicklung von geistig behinderten Menschen, wird einem klar, dass es gerade bei ihnen lernbiographisch falsch ist, das «Lernen» mit der Schule abzuschliessen und anschliessend den Lebens- und Lernraum einzuengen. Denn die Lernmöglich-

keiten nach dem 20. Altersjahr sind keinesfalls zu unterschätzen. Dieser Erkenntnis trägt die Vision der Lebenshilfe Rechnung. Sie bietet dem geistig behinderten Jugendlichen und Erwachsenen neue Lern- und Lebensräume: Eine überzeugende Vision.



Grafische Darstellung erarbeitet durch die Stiftung Lebenshilfe, Oktober 2000

## Stiftungsrats-Mitglieder seit 1967

Dr. Gerhard van den Bergh (Gründungspräsident)	1967–1992	Peter Leutwyler	seit 1986
Lucia Fehlmann-Epprecht	1967–1986	Jürg Nyffenegger	seit 1988
Dr. Paul Valentin Reichenbach	1967–1992	Karl Fischer	seit 1993
Bruno Meierhans	1967–1987	Rosmarie Gerber-Peyer	seit 1997
Eduard Wyss	1967–1971	Dr. Johanna Haber	seit 1997
Elisabeth Keller	1967–1986	Mathias Rippmann	seit 1997
Margrith Fischer-Sulzer	1967–1977	Ruedi Hug	seit 1999
Robert Grisch	1967–1972	Walter Nann	seit 1999
Max Hediger	1967–1986	Daniel Rauch	seit 2000
Fridolin Sennrich	1967–1977	Brigitta Boveland	seit 2001
Albert Wiesmann	1967–1980	Brigitte Wyss	seit 2001
Dr. Alfred Zürcher	1967–1972		
Paul Hässig	1968–1986		
Dr. Klaus Dogwiler	1972–1979		
Heinz Held	1979–1988		
Will Sutter	1980–2000		
(vorher freier Mitarbeiter im Stiftungsrat)			
Emil Schatzmann	1980–1986		
Gertrude Wieland	1972–1986		
Thomas Fischer	1977–1996		
Werner Eichenberger	1977–1980		
Ewald Lüthy	1983–1985		
Susanne Hunziker	1983–1988		
Heidi Schraner	1985–1986		
Regina Wittmer	1985–1988		
Friedrun Fox	1986–1987		
Hans Baumann	1986–1999		
Thomas Ineichen	1988–1991		
Ralph van den Bergh	1987–1992		
Werner Weber	1987–1999		
Reinhard Egloff	1988–1993		
Pius Kamber	1989–1993		
Kurt Brugger	1991–1994		
Arthur Bösch	1991–1999		
Josef Brun	1991–1992		
Martin Seiz	1991–1999		
Niklaus Stadelmann	1992–1999		
Trix Rauch	1994–2000		
Adrian Brunner	1997–1999		







40



Stiftung  
Lebenshilfe

